Dr. Friedrich Keiter

Menschenrassen

in Vergangenheit und Gegenwart

Reclam

Menschenrassen

in Vergangenheit und Gegenwart

88740/56

Von

Dr. phil. et med. Friedrich Keiter

Dozent für Rassenbiologie
an der Universität Hamburg

Mit 2 Bildtafeln und 22 Abbildungen im Text

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

136

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Reclam-Druck. Printed in Germany 1936

Vorwort

Vorliegendes Bändchen hat nur einen Ausschnitt aus der Rassenbiologie zum Gegenstand. Es beschreibt alle wissenschaftlich bekannten Formengruppen des Menschen in der gebotenen Kürze und Auswahl. Der Blickpunkt ist dabei durchaus einerseits ein allgemeinbiologischer, andererseits ein rassenpolitischer. Es möchte gebildeten Laien jenes Maß von Spezialkenntnissen in erster Grundlage vermitteln, welches für das weltanschauliche und das politische Rassendenken erforderlich ist. Die Darstellung ist aus mehrmals an der Hansischen Universität zu Hamburg gehaltenen Vorlesungen hervorgegangen.

Hamburg, Oktober 1936.

Friedrich Keiter.

Einleitung

1. Ohne allgemeine Rassenkunde keine Rassenkenntnis.

Wenn der Leser in der modernen Erblehre Bescheid weiß und allgemeine Kenntnisse über rassisches Lebensgeschehen hat, wenn er also etwa die „Rassenkunde" W. Scheidts (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7061) durchgearbeitet hat — dann erst ist für ihn der richtige Zeitpunkt gekommen, sich auch darüber ein Bild zu machen, welche Rassenformen des Menschen es auf der Erde gegeben hat und noch gibt. Ohne diese allgemeine Kenntnis der rassischen Grundbegriffe gerät man in die Gefahr, viele Einzelheiten aufzunehmen, für ihren Gehalt aber blind zu sein: es fehlt das geistige Band. Man würde auch nicht verstehen können, in welcher Weise das rassische Lebensgeschehen eines Volkes beeinflußt werden kann, würde also auch nicht den richtigen Ansatzpunkt für Rassenpolitik haben.

Jede gewissenhafte Darstellung der geschichtlich vorhandenen Einzelrassen der Menschheit sollte mit solchem Hinweis und solcher Warnung beginnen. Für unser Dasein als Volk ist es viel wichtiger, daß wir wissen, aus welchen Kräften Rasse wird und Rasse stirbt, als daß wir z. B. die Unterschiede zwischen Negern und Indianern herzählen können.

Rassenkunde ist nichts, was man sich nebenbei anlesen kann. Sie ist eine Frucht umfassender lebensgesetzlicher (biologischer) Bildung. Da sie aber die völkisch wesentlichste Frucht einer solchen Bildung ist, verdient sie auch einige Mühe.

Man kann nicht Arzt, Richter, Wirtschaftsführer oder Techniker werden ohne eine lange und gründliche Lehrzeit. Rassenkunde und Rassenpflege erfordert solche gleichfalls. Hoffentlich wird diese Erkenntnis bald Allgemeingut unseres Volkes.

2. Hauptergebnisse der modernen Erblehre.

Rassenkunde treiben heißt biologisches Erbgeschehen unter bestimmten Gesichtspunkten untersuchen (vgl. S. 10). Es seien deshalb zunächst die für uns grundsätzlich wichtigsten Ergebnisse der modernen Erblehre kurz zusammengestellt.

Erblichkeit, d. h. lebensgesetzlich bedingte „innere" Veranlagung, hat im allgemeinen einen stärkeren Einfluß auf die Formung eines Lebewesens als die äußeren Umstände (die Umwelt), deren Bedeutung lange Zeit überschätzt wurde. Wie die Körperformen, so sind auch körperliche Funktionen (z. B. Erbkrankheiten) und in gleicher Weise auch seelische Eigenarten erbbedingt. Erblichkeit umfaßt also das lebendige Gesamtwesen ohne Schranken.

Die erbbedingte Beschaffenheit eines Lebewesens (sein „Erbbild") ist im allgemeinen der Wirkung äußerer Einflüsse entzogen. Diese können zwar sein „Erscheinungsbild" formen, d. h. die Art, in der sich die erbgegebenen Möglichkeiten unter bestimmten Lebensumständen verwirklichen, die Anlagen selbst jedoch werden unverändert

an Kinder und Kindeskinder weitergegeben und sind ihrem Wesen nach unsterblich.

Die Erbanlagen liegen in einem bestimmten Abschnitt der Zelle. Jedes Lebewesen trägt eine sehr große Zahl von Anlagen in sich, die jeweils bestimmte Merkmale bedingen. Bei der Zeugung treten ein Teil der väterlichen und ein Teil der mütterlichen Anlagen zur Bildung des neuen Wesens zusammen. Die einzelnen Anlagen sind dabei großenteils unabhängig voneinander und kombinieren sich nach den Zufallsregeln der Wahrscheinlichkeitslehre. Das ist der Inhalt der Mendelschen Erbregeln, die für die moderne Erblehre die Grundlage bilden. Auch die menschlichen Rassenmerkmale beruhen auf großenteils voneinander unabhängigen Anlagen und folgen den Mendelschen Regeln. Menschliche Erblehre und Rassenkunde bilden darum ein unteilbares Wissenschaftsgebiet, die „Rassenbiologie".

Aus den Mendelschen Regeln ergibt sich ferner, daß keineswegs alle Anlagen, die ein Mensch in sich trägt, in Erscheinung treten. Zum Teil werden sie überdeckt weitergegeben. Daran muß auch bei der rassenkundlichen Betrachtung der Erbverhältnisse ganzer Bevölkerungen gedacht werden.

Neue Erbanlagen entstehen in geringer Häufigkeit in jeder Generation durch plötzliche und sprunghafte Abänderungen (Mutationen). Ein großer Teil der Erbänderungen wirkt sich krankhaft aus, einzelne können jedoch auch zum Ausgang für die Bildung neuer Rassen werden. Die Art der neuen Erbanlagen ist keineswegs willkürlich; jedes Lebewesen neigt nur zu einer ihm eigentümlichen Anzahl von immer wieder ähnlich auftretenden Erbänderungen.

3. Was ist eine Rasse?

Die Erkenntnis von der Bedeutung der Rasse für den Menschen ist nicht nur in den Laboratorien der theoretischen Forschung erarbeitet worden. Sie tauchte vielfach zuerst in Ahnungen und künstlerischer Schau von Menschen auf, die nicht vorwiegend Naturwissenschaftler waren, sondern Schriftsteller, Politiker und Geschichtsschreiber.

Viele große Gedanken sind aus ungleichartigen Wurzeln hervorgegangen, und es ist erklärlich, daß in solchen Fällen oft dieselben Worte in verschiedener Bedeutung gebraucht werden. So ist auch unter „Rasse" schon ganz Verschiedenes verstanden worden. Wir wollen zuerst eine Reihe solcher heute überholter Bedeutungen nennen, die bewußt oder unbewußt noch immer ihr Wesen treiben und die Vorstellungen beeinflussen.

1. Rasse ist nicht jede beliebige Gruppe von Menschen, die sich als Einheit fühlt. Solches Einheitsgefühl ist vielmehr das Kennzeichen von Gemeinschaft. Selbst die umfassendsten Gemeinschaften, wie die Völker, brauchen aber nicht rassisch einheitlich zu sein, obgleich „völkische Einheit" ebenso wie jede andere erlebte Gemeinschaft eine gewisse Ähnlichkeit und Ausgeglichenheit der rassischen Grundlagen zur Voraussetzung hat.

Erst recht sind Sprachgruppen wie die romanischen, slawischen oder germanischen Völker nicht Rassen gleichzusetzen, da sie ja nicht einmal in dem für Glieder desselben Volkes geltenden Abstammungs- und Fortpflanzungszusammenhang stehen.

2. Rasse ist nicht gleichzusetzen mit Erblichkeit schlechthin. Es gibt sehr viele erbliche Merkmale, die sich gleich häufig bei den verschiedensten Rassen finden. Rassenkenn-

zeichnend sind nur Erbmerkmale, die in verschiedenen biologischen Menschengruppen ungleich vertreten sind.

3. Rasse beim Menschen ist nicht ohne weiteres mit Hochzucht bei Haustieren oder Nutzpflanzen zu vergleichen. Wenn man von einem Pferd sagt, daß es Rasse habe, dann meint man, daß es infolge planmäßiger, lange dauernder Bemühungen menschlicher Züchter eine besondere Stileinheitlichkeit aufweist und zu einem bestimmten, meist engbegrenzten Leistungszweck besonders tauglich ist (z. B. Rennpferd, Reitpferd, Arbeitspferd). Solche planmäßige Hochzucht fehlt bei den natürlichen Rassen im Tierreich und großenteils auch beim Menschen.

Auch die Natur züchtet, indem sie immer nur die für ihren Lebensraum tauglichen Einzelwesen überleben und zur Fortpflanzung kommen läßt. Aber im Vergleich zur engen planmäßigen Zucht auf eine bestimmte Leistung spielt sich diese natürliche Zucht auf Erhaltung viel loser und in einem weiteren Rahmen ab. Alle Menschen einer Großstadt sind z. B. „auf Erhaltung" gezüchtet, d. h. sie sind in großstädtischer Umwelt lebensfähig. Aber auf wie verschiedene Weise, durch wie verschiedene Berufsleistungen erringen sie sich diese Erhaltung! Dieser breite Rahmen ist allen naturgezüchteten Rassen eigentümlich. Er ist auch die Voraussetzung dafür, daß z. B. beim Menschen ein reiches und mannigfaltiges Kulturleben ohne Rassenmischung auch innerhalb der Rasse möglich ist. Das heißt aber ohne weiteres, daß es auch innerhalb der Rasse sehr verschiedenartige Begabungen und Veranlagungen gibt. Da dieses Büchlein vorwiegend von solchen natürlichen Rassen handelt, ist dieser Punkt besonders wichtig. Wir haben mit in ihrer Heimatumwelt auf Erhaltung gezüchteten und daher körperlich und geistig noch immer in sich mannigfaltigen menschlichen

Rassenwelten zu rechnen, nicht mit engen, aufs strengste einheitlichen Hochzuchtformen.

Was ist nun eine „Rasse"? Wir können von der erstgenannten Bedeutung als richtigen Kern behalten, daß es sich um größere Menschengruppen handelt, die zumindest ursprünglich in Abstammungs- und Fortpflanzungsverhältnis standen. Aus der zweitgenannten Bedeutung werden wir lernen, daß rassisch von Belang nur erbbedingte Merkmale sind, und der drittgenannten Bedeutung werden wir entnehmen, daß Rasse etwas mit Zucht zu tun hat.

Wir sprechen von verschiedenen Rassen, wenn sich Bevölkerungen in erbbedingten Merkmalen wesentlich und kennzeichnend unterscheiden. „Rassenunterschiede sind typische Erbunterschiede" (Scheidt).

Rassenunterschiede entstehen, soweit wir heute wissen, durch natürliche Zuchtvorgänge (Auslese, Ausmerze) und durch geographische Unterschiede in der Häufigkeit von Erbänderungen (vgl. S. 7) bei den Unterformen einer zoologischen Art. Da die Natur im Rassenwerden ebensowenig wie irgendwo sonst plötzliche Sprünge macht, rechnen wir von vornherein damit, daß zwischen den Rassen vielfach Übergänge vorkommen und daß es wie überall bei wissenschaftlicher Namengebung auch hier einigermaßen willkürlich ist, welche Gruppen wir mit einem besonderen Rassennamen belegen.

Das Bestehen von Übergängen besagt natürlich ebensowenig, daß es keine scharf gekennzeichneten Rassen gibt, wie wir etwa aus den Übergangsfarben im Sonnenspektrum folgern dürften, daß es keine reinen Spektralfarben gäbe.

4. Aus der Stammesgeschichte des Menschen.

Dieses Bändchen kann nur jenen menschlichen Formenkreis näher behandeln, der heute die Erde bevölkert und zoologisch als die Art Homo sapiens (Linné) bezeichnet wird („Jetztmensch" nach v. Eickstedt). Über die nichtmenschlichen und menschlichen Vorfahren und Verwandten dieses „Jetztmenschen" müssen einige wenige Bemerkungen genügen.

Der Anschluß des Menschen an das Tierreich ist heute bis in alle erreichbaren Einzelheiten hinein verfolgt worden und gesichert. Die menschliche Abstammungsgeschichte ist aber nur ein kleiner Ausschnitt aus der Abstammungsgeschichte des Tierreiches und muß im Zusammenhang mit dieser studiert werden (vgl. z. B. Lampert „Abstammungslehre" und „Vom Keim zum Leben", Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5241—43 bzw. 5501 bis 5503). Der Mensch gehört mit den Halbaffen, Affen und Menschenaffen zur Säugetierordnung der „Herrentiere" (Primates), die sich in der erdgeschichtlichen Neuzeit, insbesondere in der Tertiärzeit entfaltet hat. Ihre menschenähnlichsten tierischen Vertreter sind heute die beiden afrikanischen Großaffenformen Schimpanse und Gorilla, nach Weinert insbesondere der Schimpanse.

Die ältesten Menschenformen sind von nichtmenschlichen Vorfahren und Verwandten des Menschen auch nach dem heutigen Stand der Forschung scharf unterschieden. Schon die ältesten Menschenformen dürften dauernd aufrecht gegangen sein, während die Menschenaffen sich nur vorübergehend ohne Zuhilfenahme der Vordergliedmaßen fortbewegen können. Vor allem aber ist auch das Gehirn der ältesten Menschen mindestens doppelt so groß wie das Gehirn der menschenähnlichsten Affen. Drittens

haben schon die ältesten Menschen selbstgeformte Werkzeuge benutzt, also Kultur besessen.

Zum Kreise des Menschen gehörende Funde reichen nach heutiger Kenntnis nie über den Anfang des Eiszeitalters, das auf die Tertiärzeit folgte, zurück und es liegt deshalb nahe, in den gewaltigen erdgeschichtlichen Umwälzungen, welche die großen Vereisungen mit sich brachten, wesentlich mitbedingende Ursachen der Menschwerdung zu vermuten.

Die eiszeitlichen Menschen, die noch nicht zur Art Homo sapiens gehören, lassen sich nach ihrem Alter und nach ihrer Form deutlich in zwei Schichten gliedern. In die Zeit um den vorletzten Eisvorstoß fallen die ältesten Funde (Affenmensch von Java, Chinamensch, Heidelberger Unterkiefer). Die Schädel sind schmal, lang und niedrig, ihr Gehirnraum ist nur etwa zwei Drittel so groß wie beim Jetztmenschen. Über den Augen liegen mächtige Stirnschirme, die sich teils aus dem Zurücktreten des Gehirns, teils aus der allgemeinen Massigkeit der Knochen erklären (Abb. 1). Der Unterkiefer ist ebenfalls sehr massig, das Kinn schwach entwickelt, die Bezahnung aber durchaus menschlich.

Aus der letzten Zwischeneiszeit und der letzten Eiszeit kennen wir vor allem viele Vertreter einer jüngeren Frühmenschenschicht, des Neandertalmenschen (Homo primigenius). Die allgemeine Schädelform ist ähnlich wie bei den eben genannten ältesten Funden, doch sind die Neandertalschädel höher und größer, so daß der Gehirnraum ebenso groß ist wie beim Jetztmenschen. Die Stirnwülste sind schwächer, das Kinn ist stärker entwickelt als bei den ältesten Menschenformen. Das Verhalten einer größeren Zahl von Merkmalen zeigt, daß der Neandertalmensch nicht einfach als ein noch stärker

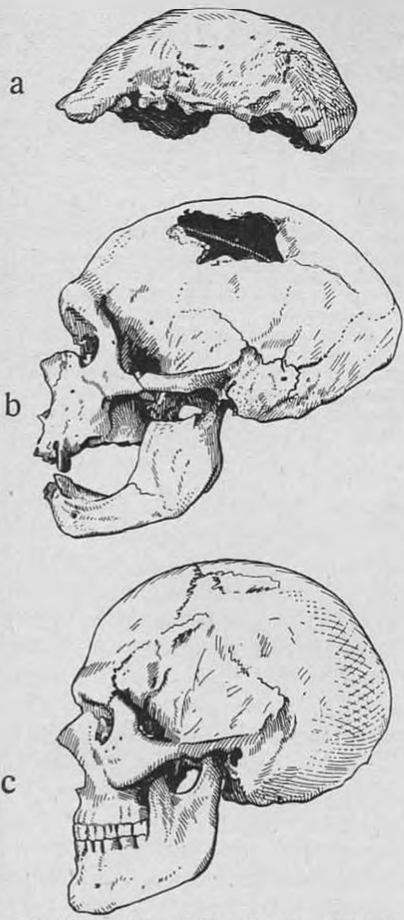


Abb. 1. Schädelform a) der ältesten Menschen (Pithecanthropus); b) der späteiszeitlichen Neandertalmenschen (Homo primigenius); c) der Jetztmenschen (Homo sapiens)

tierischer Vorfahr des Jetztmenschen betrachtet werden darf, er ist vielmehr als ein Seitenverwandter des eigentlichen Menschenvorfahren anzusehen. Von diesen selbst geben vielleicht einige Funde der allerletzten Jahre Kunde, doch steht noch nicht fest, ob eine solche Deutung dieser Schädel (Kanam und Kanjera, Steinheim) erlaubt ist.

Schrifttum. Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Lehmann, München 1936. — Benl, G., Lehrbuch der Vererbungslehre, Thieme, Leipzig 1936 (reichhaltige billige Darstellung) — Gieseler, Abstammungs- und Rassenkunde des Menschen I, Rau, Ohringen 1936. (Neueste Besprechung der Funde). — Scheidt, W., Rassenkunde, Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7061, Leipzig 1930. — Scheidt, W., Allgemeine Rassenkunde, Lehmann, München 1925. — Voß, W., Die lebensgesetzlichen Grundlagen des Nationalsozialismus, Diesterweg, Frankfurt a. M. 1934. — Weinert, H., Menschen der Vorzeit, Enke, Stuttgart 1930. — Weinert, H., Ursprung der Menschheit, Enke, Stuttgart 1932.

Die Rassen des Jetztmenschen in Vergangenheit und Gegenwart

Der „Jetztmensch" unterscheidet sich von seinen in der Einleitung genannten Vorfahren und Verwandten dadurch, daß echte, von Schläfe zu Schläfe gleichmäßig verlaufende Stirnwülste bei ihm nicht vorkommen und sein Kinn stärker vorspringt. Andere Unterscheidungsmerkmale lassen sich nicht angeben, ohne auf anatomische Einzelheiten einzugehen.

Die ältesten Funde von Überresten des Jetztmenschen reichen bis ans Ende der letzten Eiszeit zurück (miolithische, d. h. mittelsteinzeitliche Jägerrassen Europas). Im allgemeinen ist Homo sapiens aber als die nacheiszeitliche Menschenform zu bezeichnen.

Alle größeren Rassengruppen des Jetztmenschen sind zumindest in Restbevölkerungen oder in unmittelbaren Nachfahren in der lebenden Menschheit vertreten. Der Versuch einer Rassengliederung des Jetztmenschen wird so annähernd gleichbedeutend mit einer Gliederung der lebenden Menschheit.

Eine Systematik der Menschenrassen ist von vielen Forschern versucht worden. Alle starren und zu sehr auf Einzelheiten und Einzelmerkmalen beruhenden Systeme haben sich aber als dem Gegenstande wenig angemessen herausgestellt. Wir können darum auf einen historischen Rückblick verzichten.

Allmählich hat sich eine verhältnismäßig lockere, aber einfache und klare Großgliederung der Jetztmenschheit herausgebildet, deren Grundgedanken sich in den meisten neueren Darstellungen der Menschenrassen auffinden lassen, wenn auch die Bezeichnungsweise der einzelnen Forscher etwas schwankt. Wir schließen uns dem an und unterscheiden in der Menschheit zunächst zwei Rassenschichten vorwiegend nach der Lebenskraft und Zeitstellung: erstens eine Reihe schon ausgestorbener oder in ihrem Bestand sehr bedrohter Altformen und zweitens Menschen von europäischer, negerischer und mongolenhafter Beschaffenheit als die drei Großrassen der Gegenwart und Zukunft. In dieser Schichtenteilung treffen formenkundlich und rassenpolitisch wichtige Gesichtspunkte in glücklicher Weise zusammen.

A. Zur Altmenschheit gehören Gruppen, die insgesamt so wenig zahlreich sind, daß die Zukunft der Menschheit und die Rassenpolitik kaum mit ihnen zu rechnen braucht. Um so mehr interessieren sie freilich den theoretischen Forscher. Solche Altmenschen bewohnen zumeist schwer zugängliche oder wenig verlockende Räume, die zudem überwiegend an den Rändern der überhaupt besiedelten Länder liegen (Abb. 2). Es sind „Verdrängungsgebiete", in denen sich überwundene und gejagte Völkchen am ehesten halten können. Hierher gehören die Australiden und die Rassenzwerge.

B. Die drei Großrassen der Gegenwart und Zukunft zählen jeweils Hundertmillionen von Menschen. Es sind die Negriden der Tropen, die Europäiden der westlichen Hälfte und die Mongoliden der östlichen Hälfte der eurasischen Landmasse. Die europäide Großrasse steht in der Mitte zwischen Neger und Mongolen.

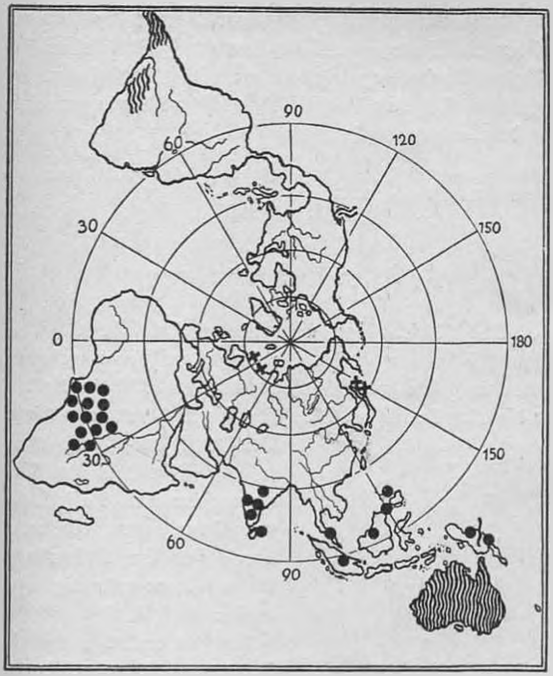


Abb. 2. Die Rand- und Verdrängungslage der Altformen des Jetztmenschen ● = Zwerge, ((((= australide Schicht, ++ = Alteuropäide (Lappen, Ainu) Abgeändert nach v. Eickstedt.

Dem entspricht es, daß es zu diesen anderen Großrassen hin Übergangsformen gibt, von denen schwer auszusagen ist, wieweit sie bloße Mischungsergebnisse oder selbständig ausgezüchtete Zwischenrassen sind. Die Bedeutung solcher Zwischenformen ist in Afrika und Asien sehr groß, z. B. entstammen auch die Indianer der beiden amerikanischen

Kontinente wahrscheinlich insgesamt dem europäid-mongoliden Berührungsgürtel in Nord- und Mittelasien.

Unsere Darstellung folgt der mit dieser Großgliederung gegebenen Richtung, wobei sich recht ungezwungen eins aus dem andern ergibt.

Schrifttum. Vgl. Das Verzeichnis von Gesamtdarstellungen der speziellen Rassenkunde, S. 75.

A. Altmenschengruppen

1. Die Australier und die australide Schicht. Schon seit langem gelten die Bewohner der ungeheuer fernen und landschaftlich kümmerlichen Insel Australien für die altertümlichsten Menschen, die noch am Leben sind. Das trifft auch heute noch zu, obwohl wir in den Altmelanesiern eine Rasse kennengelernt haben, die nahe daran ist, den Australiern diesen Rang streitig zu machen (vgl. S. 32).

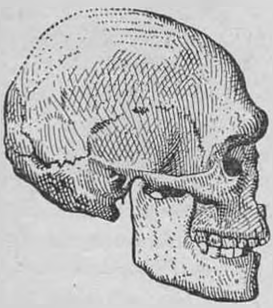


Abb. 3. Der altertümliche Australierschädel. Massige Knochen, tiefe Nasenwurzel, schwaches Kinn (nach Pöch).

Den Australier unmittelbar an den Neandertalmenschen anzuschließen, wie Klaatsch und andere wollten, erweist sich bei näherer Betrachtung als unmöglich. Die Australierschädel sind zwar ebenso wie die Neandertalschädel ausgezeichnet durch ihre starken Überaugenbogen und die Stärke ihres sonstigen Knochenreliefs (Abb. 4), Neandertal-Stirnschirme weisen sie aber nicht auf. Ihre

allgemeine Form ist, wieder abweichend vom Neandertaler, hoch und ungemein schmal, ja geradezu eng. Weniger ausgesprochen ist die Länge. Der Gehirnraum des Australiers bleibt gegenüber dem des Neandertalers wesentlich zurück! Ein Kinnvorsprung ist beim Australier vorhanden, aber schwach entwickelt.

Abb. 4. Australier. Zwei Männer, der eine davon in europäischen Lumpen. Ein altes Weib. (Nach Pöch und Spencer.)

Nun aber zum Lebenden (Abb. 11, 12). Die Hautfarbe ist recht dunkel, was mit ein Grund zu der Annahme ist, daß auch die Ausgangsform des Menschen (wie die der in Betracht kommenden Menschenaffen) dunkelhäutig war. Das Haar ist reichlich stark gelockt. Neben den Europäern sind die Australier „die vollbärtige" Rasse.

Reichliches Lockenhaar und starke Überaugenbogen sind die beiden bezeichnendsten Australiermerkmale. Sie beruhen wohl beide auf Hormonwirkungen, auf Absonderung von Drüsenstoffen, die Knochen- und Haarwachstum verstärken. Man weiß in vielen Fällen, daß das Zusammenspiel der Hormondrüsen rassenverschieden ist. Es verläuft beim Europäer anders als beim Mongolen und wieder anders beim Neger (Wagenseil, Marett).

Die Gesichtszüge wirken sehr wild und derb. Plump

sind auch die Nasen. Wenn man sich aber primitive Nasen klein vorstellt wie Kindernäschen — nun, australische Nasen sind bei aller Primitivität häufig recht groß. Sie können infolge ihrer gerundeten Fleischigkeit sogar an „jüdische Sechsernasen" erinnern (vgl. S. 56 f.). Die untere Gesichtshälfte kann durch das Zurücktreten des Kinns schnauzenhaft aussehen. Die Zahnfächergegend ist aber nicht so vorgebaut und die Lippen sind nicht so wulstig wie bei den Negern.

Werfen wir bei der Betrachtung der altertümlichsten lebenden Menschenrasse auch einen Blick auf ihr Seelen- und Kulturleben. Weisen die Australier in dieser Hinsicht schon jene Erscheinungen auf, die als artkennzeichnend für den Jetztmenschen gelten?

Die Australier haben eine begriffliche Sprache. Sie haben Heiratsordnungen entwickelt, die so verwickelt sind, daß schon Zahlen- und Ordnungstalent dazu gehört, sich darin zurechtzufinden. Sie hassen und lieben, werben, sind eifersüchtig und neidisch. Sie scheiden sich in Führer und Geführte, legen sich strenge Sittengebote auf, haben religiöse Feiern, Stammesüberlieferungen und völkisches Gemeinschaftsgefühl. Sie sind keine bloßen Kollektivwesen, sondern ichbewußte Persönlichkeiten. Es gibt unter ihnen Genies und Schwachsinnige. Alle diese Dinge sind heute eindeutig erwiesen, womit so manche Fabelei über die Geschichtslosigkeit, Persönlichkeitslosigkeit, Triebgebundenheit usw. des „primitiven" Menschen zerstört ist.

Das künftige Rassenschicksal der Australier ist recht trübe, denn sie werden in immer ärmlichere Landstriche getrieben. Infolge ihres strengen und starren Rechtsgefühls geraten sie mit dem weißen Mann zusammen, der ganz andere Dinge für recht und billig hält. Eine Auslese von ihnen ist fähig, in den Missionsschulen einigermaßen

mitzukommen; wer dies nicht kann oder will, entläuft wieder zu seinen wildgebliebenen Stammesgenossen im Busch. Die erreichten Leistungen sind auch bei guten Schülern mäßig. Es gibt bis jetzt kein Anzeichen dafür, daß der australische Eingeborene selbst bei ganz freiem Wettbewerb über die untersten Stufen der sozialen Leiter des weißen Mannes hinauszukommen fähig wäre.

Australien ist schon an sich nur mehr eine letzte Zufluchtsstätte der australischen Rassenschicht. Reste australierähnlicher Menschen, vor allem durch Lockenhaar und Stirnbildung bezeugt, finden sich fast weltweit verbreitet. In Melanesien und Südostasien ist mit ihnen reichlich zu rechnen. Der Schädelfund von Wadjak auf Java bezeugt für weit zurückliegende Zeit die reine australide Rasse in diesem Gebiet der heutigen südmongolischen Malaien. Lassen sich so die Australiden zur großen eurasischen Landmasse hin verfolgen, so wird wahrscheinlich, daß sie ursprünglich überhaupt mehr als heute im Zentrum der bewohnbaren Erdoberfläche saßen. Man wundert sich dann weniger darüber, daß sich australide Schädel auch in Südafrika finden, als wenn man an eine direkte Überquerung des Indischen Ozeans durch diese wenig schiffahrtskundigen Altmenschen denken müßte. Aber auch in Südamerika wurden australide Schädel gefunden. Wieder ist der direkte Weg über den Stillen Ozean viel schwerer vorstellbar als der Weg, den auch die Indianer später gegangen sind: in Asien nach Norden, dann über die Beringstraße nach Amerika und schließlich durch den ganzen Doppelkontinent südwärts (vgl. S. 71).

2. Die Rassenzwerge. Zwergwuchs ist an sich nur ein einziges Merkmal. Wir wissen, daß er sogar auf einer einzigen (monohybriden) Erbanlage beruhen kann, wie

der sogenannte primordiale Zwergwuchs Hanharts. Und doch erscheint es uns als natürlich, in Menschen, die nicht die normale Wuchsgröße erreichen, zumindest Vertreter besonderer Rassen zu sehen.

Alle heutigen Rassenzwerge sind in Verdrängungsgebieten lebende Restvölkchen von nur geringer Kopfzahl. Im ganzen finden sie sich in Melanesien, Südostasien, Indien, Afrika, also in einem geographischen Raum, der vielleicht dem ursprünglichen Gebiet der negriden Großrasse gleichzusetzen ist (Abb. 2). Eine einzige, im Grunde auch den Rassenzwergen zuzuzählende Bevölkerung bleibt dabei außer Betracht: die Lappen Nordskandinaviens (vgl. S. 50).

Abb. 5. Der Forscher Johnson und afrikanische Zwerge.

Auch die in Afrika, Indien, Indonesien und Melanesien lebenden Rassenzwerge sind untereinander nicht rassengleich. Sogar in der Körpergröße unterscheiden sie sich nicht unwesentlich. Bei den afrikanischen Kongozwergen mißt der ausgewachsene Mann durchschnittlich 138 cm (vgl. Abb. 13), bei den Semang Malakkas (Hinterindien) aber 151 cm. Von den lockenhaarigen Weddas messen manche Gruppen 147, andere 155 cm, und auch unter den Buschmännern gibt es neben sehr kleinwüchsigen (144 cm) höherwüchsige Bevölkerungen (158 cm, Lebzelter). Schon aus diesen Angaben ersieht man, daß die Zwergvölker nicht außerhalb des Rahmens der übrigen Menschheit

stehen, sondern durch deutliche Übergänge mit ihr verbunden sind.

Die weiblichen Zwerge bleiben hinter der Größe der männlichen prozentual etwa ebenso stark zurück wie auch sonst Frauen hinter den Männern ihrer Rasse.

Nach den Wuchsverhältnissen (Proportionen) können wir zwei Stilformen bei den Rassenzwergen unterscheiden. Ein Teil der Zwergrassen weist die Wuchsverhältnisse normaler erwachsener Menschen auf, nur in Verkleinerung. Man möchte sie „Menschen im Taschenformat" nennen. Der andere Teil dagegen ist so gebaut, daß man von „erwachsenen Kindern" reden möchte. Der Rumpf ist lang, Arme und Beine aber kurz, und auch der Schädel ist häufig kinderähnlich wegen seiner starken Stirn- und Scheitelhöcker.

Interessant ist, daß es für diese beiden Stilformen auch Entsprechungen unter den nicht rassenhaften Zwergen gibt, wie sie infolge anomaler Erbanlagen vereinzelt z. B. in Europa vorkommen. Man unterscheidet primordialen (Taschenformats-) und infantilistischen (kindhaften) Zwergwuchs. Die sonst noch vorkommenden völlig krankhaften Zwergwuchsformen, der rhachitische, kretinische, chondrodystrophische Zwergwuchs haben hingegen begreiflicherweise keine solchen Entsprechungen unter den Rassenzwergen.

Von den Rassenzwergen sind ferner die einen ihren großwüchsigen Nachbarn in den übrigen Rassenmerkmalen ähnlich, andere ihnen ausgesprochen unähnlich, wobei damit zu rechnen ist, daß die ihnen rassenverwandten Großwüchsigen schon vor ihnen ausgestorben sind. Völlig allein steht keine Zwergrasse in der Welt. Jede hat irgendwo größerwüchsige Verwandte mit ähnlichen Rassenmerkmalen.

Nach den angegebenen Gesichtspunkten kommt man zu folgender Übersicht über die Rassenzwerge:

Gruppe	Wuchsverhältnisse	Umliegende Bevölkerungen	Ähnliche Großwüchsige
Melanesische Inlandzwerge	kindhaft	sehr ähnlich	Melanesier
Negrito d. Philippinen (Hinterindien)	erwachsen	sehr unähnlich	Neger Afrikas
Semang, Malakka (Hinterindien)	"	" "	"
Andamaneninsulaner (Hinterindien)	"	" "	"
Wedda, Südindien	kindhaft?	unähnlich	Australide Europäide
Senoi (Malakka)	„?	sehr unähnlich	"
Urwaldpygmäen Afrikas	"	ähnlich	Neger
Buschleute (Südafrika)	erwachsen	z. T. ähnlich	Hottentotten

Abb. 6. Lockenhaariger südind. Zwerg (Weddaform). (Nach v. Eickstedt.)

Wir haben also vor uns: 1. Melanesische Zwerge, die den größerwüchsigen Melanesiern ähneln, ja mit ihnen rassengleich sind. 2. Südasiatische Zwerggruppen, die in der heutigen europäiden und mongoliden Bevölkerung dieser

Gebiete völlig isoliert dastehen. Sie sehen z. T. wie kleine Neger (Negritos) aus und wirken zum andern Teil wie lockenhaarige Übergangsformen zwischen der australiden und der europäiden Formengruppe (Abb. 6). 3. Afrikanische Urwaldzwerge, die Negern zwar ähnlich sind, aber nicht so sehr wie die südasiatischen „Negerlein". Der Urwaldzwerg ist auch durch die Kopfform, die Nasen- und die Lippenbildung vom Neger zu unterscheiden. 4. Die südafrikanischen Buschleute, die sich den größerwüchsigen Hottentotten anschließen. Von ihren z. T. absonderlichen Rasseneigentümlichkeiten wird später noch die Rede sein.

Die Frage der Rassenzwerge ist also keineswegs durchsichtig. Sicher haben *verschiedene Rassen unabhängig* voneinander Kleinwuchsformen ausgebildet. Und doch wird die Einheit aller Zwerge von vielen Forschern vertreten. Insbesondere gibt es eindrucksvolle Kulturgutgleichungen. So haben völlig voneinander getrennte Zwergengruppen den Eingottglauben und den Gebrauch des Bogens gemeinsam. P. W. Schmidt sieht in den Zwergen des afrikanischen Urwaldes und Südasiens geradezu die Vertreter *der Urkultur* der Menschheit.

Wir Rassenkundler können trotz solcher vielleicht doch überschätzter Kulturähnlichkeiten den eindeutigen Standpunkt nicht aufgeben, zu dem die Erforschung der Körperformen nach vieler Mühe gekommen ist.

Schrifttum. Eickstedt, E. v., Die Negritos und das Negritoproblem, Anthrop. Anzeiger 4, Literatur! 1927. — Klaatsch, H., Das Gesichtsskelett der Neandertalrasse und der Australier. Verh. Anatom. Gesellsch., 1908. — Lebzelter, V., Eine Expedition zur umfassenden Erforschung der Buschmänner in Südafrika, Anthropos XXI, XXII, 1926/27. — Marett, J. R., Environment, Endocrines and Race, Zeitschr. für Rassenkunde 3, 1936. — Martin, R., Die Inlandzwerge der malaiischen Halbinsel, Fischer, Jena 1915. — Martin, R., Lehrbuch der Anthropologie, 3 Bände, Fischer, Jena 1928. — Pöch, R., Die Stellung der Buschmannrasse unter den übrigen Menschenrassen. Korrespond. Blatt d. dtsch. Anthropol. Gesellsch., 1911. —

Pöch, R., Studien an Eingeborenen von Neusüdwales und an australischen Schädeln. Mitteil. Anthrop. Gesellsch., Wien 1915. — Sarasin, F. und P., Versuch einer Anthropologie der Insel Celebes, Wiesbaden 1905. — Sarasin, F. und P., Die Weddas von Ceylon, Wiesbaden 1892/93. — Schmidt, P. W., Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte der Menschen, Stuttgart 1910. — Schultze-Jena, L., Zur Kenntnis des Körpers der Hottentotten und Buschmänner, Fischer, Jena 1928. — Schebesta, P., Meine zweite Forschungsreise zu den Ituripygmäen. Mitteil. Anthrop. Gesellsch., Wien 1935.

B. Drei Großrassen der Gegenwart und Zukunft

Die drei Kreise der negriden, der europäiden und der mongoliden Großrasse haben je einige grundlegende Merkmale, die fast allen Rassengliedern gemeinsam sind. Es kennzeichnen sich

Negride Menschen durch krauses Haar und dunkle Hautfarbe (breite Nasen) (wulstige Lippen).

Europäide Menschen durch welliges bis schlichtes Haar und extrem menschliches Gesichtsskelett (schmale Nasen) (helle Farbmerkmale).

Mongolide Menschen durch straffes Haar und flaches Gesicht (mittelbreite Nasen) (Mongolenfalte des Auges).

Am eindeutigsten ist das Merkmal der Haarform. Jede der drei Großrassen hat ihre typische Haarform, während in den übrigen Grundmerkmalen je eine Großrasse den beiden anderen gegenübersteht. Soweit ist Haeckel noch heute gerechtfertigt, wenn er seine ganze Rassensystematik auf die Haarform gründete. Anatomisch liegen Unterschiede des Haarquerschnittes vor. Je kreisrunder der Querschnitt, desto straffer und gerader hält sich das

Haar, je elliptischer und schmaler der Querschnitt, desto stärker krümmt sich das Haar nach seiner Breitseite (Abb. 15).

Farbmerkmale gehören bei allen Tierformen zu den wichtigsten Eigentümlichkeiten, durch welche sich Rassen unterscheiden. Die Mehrzahl der Menschen hat heute die hellbraune Haut der Südeuropäer, Mongolen und Indianer. Die Mongolenhaut ist ebensowenig besonders „gelb" wie die der Indianer besonders rot. „Rothäute" wurden die Indianer nach ihrer Bemalung mit Erdfarben genannt. Von diesen helleren Brauntönen weicht einerseits das Schwarzbraun der ganzen negerischen Großrasse, anderseits das Rosigweiße eines Teils der Europäer ab. Anatomisch handelt es sich um die geringere oder größere Menge eines bei allen Menschenrassen an sich gleichen Farbstoffes (Melanin).

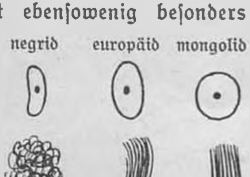


Abb. 7. Mikroskopische Haarquerschnitte (obere Reihe) und Haarformen (untere Reihe) der drei Großrassen.

Noch weniger allgemein unter den Europäiden verbreitet als helle Haut sind helle Haare und helle Augen. In dieser Hinsicht stehen die nördlichen Europäer der ganzen Menschheit eindeutig gegenüber. Anatomisch liegen wieder Mengenunterschiede des gleichen Farbstoffes, der auch die Haut färbt, zugrunde.

Um die Unterschiede der Großrassen im Bau des Gesichtsskeletts zu würdigen, muß man den großen Zug der menschlichen Stammesgeschichte vor Augen haben. Das menschliche Gesicht ist gegenüber dem Tiergesicht aufs stärkste rückgebildet. Die allermenschlichste Bildung zeigt der Europäer. Das zeigt sich im unteren Gesichtsteil

darin, daß das Gebiß hinter Kinn und Mittelgesicht zurücktritt, im oberen Gesichtsteil durch besondere Massenabnahme der Jochbeingegend. Da die Nase diese Rückbildung ihrer Umgebung nicht mitmacht, tritt sie natürlich um so stärker aus dem Gesicht hervor.

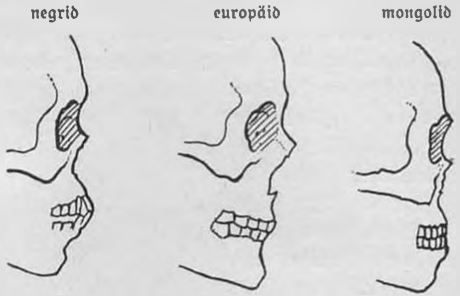


Abb. 8. Das Gesichtsskelett der drei Großrassen.

Die Nase ist eine Sonderbildung des Menschen, die aus dem eben genannten Grunde beim Tier nicht vorkommt, sondern erst mit der Verkleinerung der übrigen Gesichtsteile auftritt. Die besonders starke Nasenbildung, ein wichtiges Kennzeichen der europäiden Menschen, kann also ebenfalls als besonders fortschrittlich-menschlich gelten.

Bei Negern und Mongolen findet sich keine so weitgehende Rückbildung des Gesichtsschädels, bei ihnen ist umgekehrt je ein Teil des Gesichtsschädels rassencharakteristisch stark ausgebildet. Bei den Mongolen ist dies die Jochbogengegend, was besonders deutlich wird, wenn man sich einen horizontalen Umriß des Gesichtes etwa in Höhe der Wangenbeine beim Europäer und beim Mongolen gelegt denkt (Abb. 8). Die mongolischen Jochbogen ragen weniger nach der Seite als nach vorn vor und bedingen so die Flachheit des mongolischen Gesichts.

Bei den Negriden, besonders denen Afrikas, ist der stark vorragende Teil des Gesichtsskeletts durch die Zähne und die angrenzenden Knochenteile gegeben (Alveolarprognathie). Die so entstehende Profilform ist ebenfalls von der europäischen am stärksten verschieden (Abb. 8). Die besonders breite Wulstigkeit der Negerlippen hängt mit dieser Form der knöchernen Unterlage zusammen.

Deutlich unterscheiden sich die drei Großrassen ferner nach der Nasenform. Die Nase ist im Durchschnitt bei den Negriden am breitesten, bei den Europäiden am schmalsten und bei den Mongolen mittelbreit.

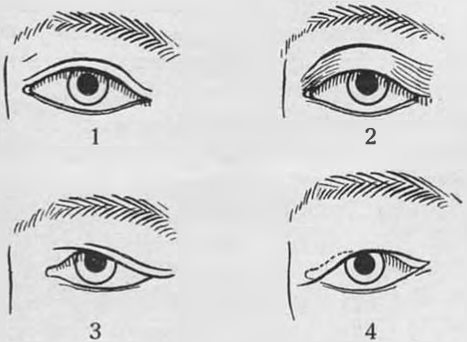


Abb. 9. Deckfalte — Mongolenfalte. 1. leichte parallele Deckfalte, 2. Deckfalte fehlt, 3. nach außen schräge Deckfalte, 4. nach innen schräge Deckfalte (Mongolenfalte).

Zu den aufgeführten Grundmerkmalen gehört endlich noch die Mongolenfalte, die sich zwar keineswegs bei allen Mongolen findet, wohl aber nur bei Mongolen, sonst in keiner andern Rasse (Abb. 9).

Die Unterscheidungskraft dieses Merkmals ist um so erstaunlicher, als es sich dabei nur um eine geringfügige

Abwandlung bei anderen Rassen häufiger und variabler Bildungen handelt. Die „Schlitzäugigkeit" der Mongolen entsteht nur durch den besonderen Verlauf der sogenannten Deckfalte des Oberlids. Eine derartige Falte weist fast jedes Auge auf, man kann sie leicht an sich selbst feststellen. Sie kann verschieden „schwer" sein, d. h. dem Lidrand verschieden nahe kommen, und kann an verschiedenen Stellen am stärksten entwickelt sein. Entweder verläuft sie dem Lidrand parallel, oder sie kommt ihm am äußeren Augenwinkel, in der Mitte oder am inneren Lidwinkel am nächsten. Alle diese Unterschiede, mit Ausnahme des letzten, finden sich bei ganz verschiedenen Rassen. Eine Deckfalte, die sich besonders zum inneren Lidwinkel niederzieht und das dort befindliche Tränenwärzchen verdeckt, ist nichts anderes als die Mongolenfalte.

Bei dieser Aufzählung der Grundmerkmale der Großrassen wird vielleicht die als Rassenmerkmal berühmt gewordene „Kopfform" vermißt werden. Es handelt sich dabei um die Form des Kopfes in Oberansicht (vgl. Abb. 10). Übertrifft die von der Stirn zum Hinterhaupt gemessene Länge des Kopfes wesentlich die Breite des Kopfes, so ergibt sich eine schmalelliptische Umrißform; man spricht dann von Langköpfigkeit. Ist die Breite verhältnismäßig größer, so ergibt sich ein breitelliptischer oder fast kreisrunder Umriß der Oberansicht des Kopfes und man spricht von Kurzköpfigkeit. Diese Formunterschiede bestimmt man durch das Längen-Breiten-Verhältnis des Kopfes":

$$\frac{\text{Breite} \times 100}{\text{Länge}}$$

Es schwankt bei gesunden Menschen zwischen 65 und 95. Die Schwankungsbreite unterteilt man weiter, indem man

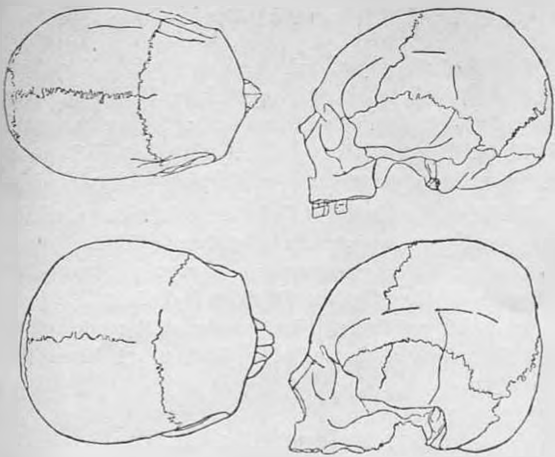


Abb. 10. Kurz- und Langschädel, Kleinasiate und Beduine (nach Luschan).

z. B. nach Scheidt* (1927) Werte bis 76 als langförmig, von 76 bis 81 als mittellangförmig, von 81 bis 85,5 als rundförmig und darüberliegende als kurz- oder kugelförmig bezeichnet.

Die Kopfform ist für die Beschreibung kleinerer Rassengruppen sehr aufschlußreich, für eine Scheidung der drei Großrassen aber nicht verwendbar, weil es bei Negriden wie bei Europäiden und Mongoliden sowohl lang- als auch rund- und kurzköpfige Bevölkerungen gibt. Nur im großen Überblick kann man sagen, daß die Negriden mehr zur Langform des Kopfes und die Mongolen vielleicht etwas stärker zur Rundform neigen als die in diesem Merkmal die Mitte haltenden Europäiden.

* „Rassenforschung", Thieme, Leipzig.

I. Die negride Großrasse

Die dunkelhäutigen und kraushaarigen „Negriden" scheiden sich in einen Ost- und einen Westflügel, von denen der erste durch die Melanesier der Südsee, der zweite durch die Neger Afrikas gebildet wird. Der Abstand ist geographisch groß und auch rassisch nicht gering.

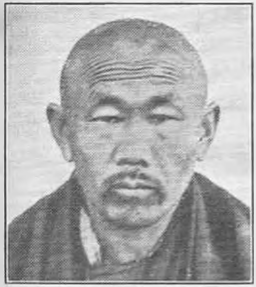
Die dazwischenliegenden Teile der Erde waren vielleicht einst auch von negerhaften Menschen besiedelt. Darauf deuten z. B. die versprengten Gruppen zwerghafter „Negerlein" (Negritos) in Südasien (vgl. S. 22ff.). Heute sitzen jedoch zwischen Afrika und den Südseeinseln stoßkräftigere Rassen, Europäide im Westen und Mongolide im Osten.

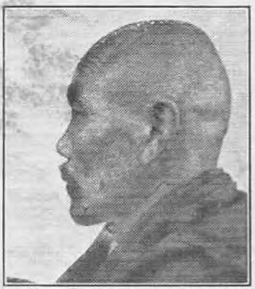
1. Der melanesische Ostflügel der negriden Großrasse

umfaßt eine ältere, sehr primitive und eine jüngere Schicht.

Die Altmelanesier (Abb. 11) kennen wir besonders gut aus der Beschreibung der Bewohner der Insel Neukaledonien durch F. Sarasin. Sie sind wie alle Untergruppen des Ostflügels der Südmenschheit nur mäßig kraushaarig und dunkelhäutig. Sarasin konnte nicht weniger als 109 stammesgeschichtlich altertümliche Merkmale bei ihnen nachweisen, von denen sie nur einen Teil mit den Australiern gemein haben. Neukaledonier und Australier ringen miteinander um den Rang der altertümlichsten aller lebenden Menschen. Die Frage wird noch dadurch kompliziert, daß die im Süden Australiens liegende Insel Tasmanien eine kraushaarige Altmelanesierbevölkerung besaß, während im ganzen dazwischenliegenden australischen Gebiet nirgends Kraushaar vor-

1. Sehr schmal gebauter nordrassischer Europäer (nach Keiter)





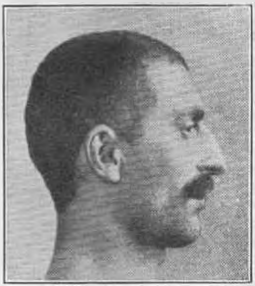
2. Kurzköpfiger Nord-Mongole (nach Montandon).

3. Schmalköpfiger Neger mit altertüml. Gesichtszügen (nach Weninger).

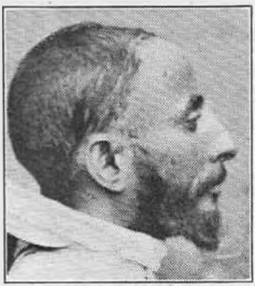
Extremtypen der drei Großrassen der Gegenwart und Zukunft

Tafel I

1. Lappe
(nach Kyrle-Geyer).

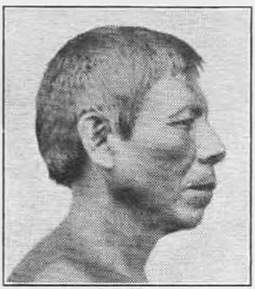


2. Dinarischer Albaner
(nach Weninger).

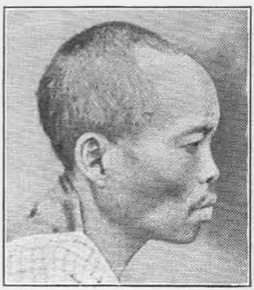


3. Orientalider Berber
(nach Bertholon und Chantre).

4. Vorderasiatischer Türke
(nach Hauschild-Wagenseil).



5. Tropenindianer
(nach Koch-Grünberg).



6. Südmongole
(nach Knessen).

Tafel II

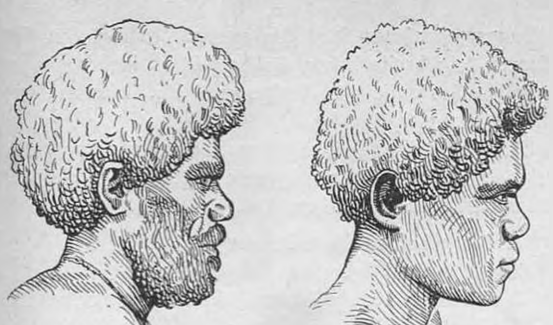


Abb. 11. Derbe Altmelanesier, Mann und Weib.
(Nach F. Sarasin)

kommt. Freilich wissen wir nicht viel über die Tasmanier, denn sie sind schon seit Jahrzehnten ausgerottet.

Die jüngere Melanesierschicht findet sich ausgesprochener an den Inselküsten als im Inland. Die Papua Neuguineas gehören zu ihr. Rassisch ist sie keineswegs einheitlich. Wir finden wohl gelegentlich Melanesier, die von afrikanischen Negern nicht zu unterscheiden sind, aber viel öfter wird der Unterschied schon durch die Länge des schwächer gekrausten Haares deutlich. Die typisch hochgetürmten Haartollen (Abb. 11), die der Stolz der schwarzhäutigen Südseeinsulaner sind, wären in Afrika schon deshalb unmöglich, weil den dortigen Negriden nicht genug langes Haar wächst.

Die vorwiegende Schädelform des ganzen Ostflügels der negriden Großrasse ist ebenso schmal, ja geradezu eng und lang wie der Australierschädel. Auch Kurzköpfe kommen stellenweise vor und werden zudem durch Ver-

bildungsmaßnahmen künstlich erzeugt, doch finden sich niemals sehr breite Köpfe. Solche gibt es in der ganzen negriden Großrasse nicht, sondern nur bei Europäern und Mongolen.

Zum Verständnis der rassischen Zusammensetzung melanesischer Bevölkerungen muß man nicht weniger als fünf Elemente in Betracht ziehen (Abb. 4, 11, 12).

1. Die primitive Altmelanesierschicht,
2. Die australide Schicht,
3. Die negerähnliche Hauptschicht der Jungmelanesier,
4. Europäerbeiklänge,
5. Südmongolische Einschläge.

Diese fünf Elemente sind natürlich nicht unverändert so erhalten geblieben, wie sie sich einst bei der melanesischen Bevölkerung fanden, sondern sind durch Siebung und Auslese umgezüchtet worden. Es finden sich Individuen, die an alle fünf Elemente erinnern, aber außerdem auch nach allen Richtungen hin abgeänderte Lokalformen und „Gautypen".

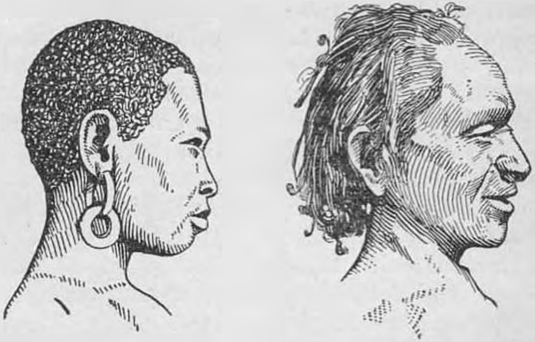


Abb. 12 Negerhafte und europäerhafte Melanesier. (Nach Neuhauß.)

Die südmongolische Beeinflussung ist die oberflächlichste und überhaupt nur an bestimmten Stellen erkennbar.

Die europäide Beeinflussung muß tiefgreifender gewesen sein. Die Sprachforscher glauben, daß die heutigen Melanesier ihre Sprachen von europäiden Menschen, die etwa den heutigen Polynesiern glichen (vgl. S. 66 ff.) überkommen haben (P. W. Schmidt). Das Vorkommen europäisch wirkender Papua hat immer Erstaunen erregt, schon als man sich noch gar nicht vorstellen konnte, wie es zu erklären sei.

Freilich sind die europäerhaften Züge nicht immer leicht von den australierhaften abzugrenzen. So gibt es z. B. eine Papuanasenform, die an sich groß und gekrümmt ist wie eine „jüdische Sechsernase", sich von dieser aber dadurch unterscheidet, daß ihr breite Nasenflügel, durch eine deutliche Furche getrennt, angesetzt sind. Sogar an Arabereinfälle in die Südsee dachte man, um diese pseudojüdische Papuanase zu erklären. Wie schon erwähnt, kommen pseudojüdische Nasen aber auch bei Australiern vor, wenn auch nicht mit den breiten abgesetzten Flügeln der Papuanase.

Unter den Lokalformen der Melanesier wurden immer wieder Küsten- und Inlandstämme unterschieden, die beide in sehr verschiedenen Umwelten leben. Die Küste erfordert Malariafestigkeit und Seetüchtigkeit, das gebirgige Inland Erkältungsfestigkeit und Klettergewandtheit (Thurnwald). Im Gebirge gibt es keine Malaria, so daß die Bewohner dort elend hinsiechen, wenn sie durch eine kurzsichtige Kolonialverwaltung an die Küste gebracht werden (Bernatzik).

Aber auch abgesehen vom Küsten-Inlands-Unterschied ist die melanesische Landschaft wie geschaffen zur Ausbildung von Lokalrassen, die sich meist mit den kleinsten poli-

tischen Gemeinschaften, den Dorfschaften, decken. Drei Landschaftsformen wirken überall auf der Erde isolierend auf die sie besiedelnden Menschen: Inseln, Wälder und Gebirge. Melanesien besteht nun aus ganzen Fluren kleinster Inseln, die mit tropischem Urwald bestanden und sehr gebirgig sind, so daß sich alle drei vereinzelnden Formen der Landschaft im gleichen Gebiet zusammenfinden. Es entstehen so politische Verhältnisse, die wir als „Kirchturmpolitik" bezeichnen können, und rassische Verhältnisse, die auf engstem Raum größte Mannigfaltigkeit aufweisen.

Rassenpolitisch wichtig sind die neueren Bevölkerungsschicksale der Melanesier. Schon vor der Ankunft der Europäer waren künstliche Fehlgeburten und sonstige fortpflanzungshemmende Maßnahmen weitverbreitet. Gewöhnlich glaubt man, daß solche Entartungen auf Hochkulturvölker beschränkt sind, doch kommt das nur daher, weil man sie bei diesen Völkern, die bis vor gar nicht langer Zeit der einzige Gegenstand der Geschichtsforschung waren, schon länger kennt. Ein näheres Eindringen in die Lebensgesetzlichkeit der Naturvölkerwelt zeigt, daß es ebenso entartete Naturvölker neben gesunden gibt wie gesunde neben entarteten Hochkulturvölkern.

Der Zusammenstoß mit den Europäern wirkte sich für die Schwarzhäute der Südsee tragisch aus, da die europäische Kultur nicht als lebensförderndes Ganzes, sondern nur stückweise und daher sinnlos und verderbenbringend übernommen wurde. So haben z. B. die Eingeborenen zwar Kleider zu tragen gelernt, jedoch nicht begriffen, daß man sie des Nachts ausziehen und sie obendrein waschen und pflegen muß. Sie laufen darin umher, bis sie ihnen in Fetzen vom Leibe fallen. Auch nach Regengüssen legen sie die Kleider nicht ab, und das wird dann zur Ursache

von Erkältungen. Erkältungskrankheiten verlaufen aber in Melanesien nicht so harmlos wie in unserer nördlichen Rasse, die seit Jahrtausenden auf Erkältungsfestigkeit gezüchtet ist.

Für viele Naturvölker ist der Schnupfen, den sie vor der Europäerzeit nicht kannten, eine lebensgefährliche Krankheit. An Masern geht in der ersten infizierten Generation die Mehrzahl der Kinder zugrunde (Sarasin, Bernatzik).

Während nach allgemeiner Meinung die Entwicklung des Menschen in den Tropen viel rascher verläuft als in nördlicheren Breiten, zeigte Reche, daß die jungen Melanesier eher später geschlechtsreif werden als Europäer.

Schrifttum. Bernatzik, H., Über die Ursache des Aussterbens der Melanesier, Zeitschr. für Rassenkunde, 1935. — Bondy-Horwitz, E., Beiträge zur Anthropologie von Nordost-Neuguinea, Wien 1930. — v. Eickstedt, Beiträge zur Rassenmorphologie der Weichteilnase, Zeitschr. Morph. Anthrop., 1925. — Hagen, B., Anthropol. Atlas ostasiatischer und melanesischer Völkerschaften, Wiesbaden 1898. — Keiter, F., Australische und melanesische Unterkiefer, Zeitschr. Morph. Anthrop., 1934. — Keiter, F., Neukaledonien wird Mitteleuropa, Vergleich der Gesichtszüge, Zeitschr. Morph. Anthrop., 1936. — Pöch, R., Ein Tasmanierschädel. Die anthropologische und ethnographische Stellung der Tasmanier. Mitteil. Anthrop. Gesellsch., Wien 1916. — Reche, O., Untersuchungen über Wachstum und Geschlechtsreife bei melanesischen Kindern. Korrespond. Blatt d. dtsch. Anthrop. Gesellsch. 1910. — Sarasin, F., Anthropologie der Neukaledonier und Loyaltyinsulaner, Wiesbaden 1916—22. — Schmidt, P. W., Die Sprachfamilien und Sprachkreise der Erde, Heidelberg 1926. — Thurnwald, R., Die menschliche Gesellschaft, 5 Bände, W. de Gruyter, Berlin und Leipzig 1931—35.

2. Der afrikanische Westflügel der negriden Großrasse

Will man den Rassenaufbau Afrikas verstehen, so gehe man von der folgenden Übersicht der hauptsächlichen Lebensräume dieses Erdteiles aus: Im Norden und Süden

liegt je eine Wüste (Sahara und Kalahari mit Deutschsüdwest), am Äquator dehnt sich etwa quadratisch der tropische Urwald. Das dem Mittelmeer zugewandte Nordafrika nördlich der Sahara ist rassisch ein Teil Europas (v. Eickstedt). Der ganze Osten Afrikas ist ein Steppengürtel, der sich zwischen Sahara und Urwald sowie zwischen Urwald und Südwüste auch nach Westen schiebt.

Die Menschen der Südwüste sind heute die Buschmänner und Hottentotten. Ihr Haar ist geradezu übertrieben kraus und spinnt sich zu kleinen pfefferkornähnlichen Knötchen zusammen, welche die zwischenliegende Kopfhaut kahl lassen (Fil-fil-Haar). Die Hautfarbe ist aber hell erdfarben. Es sind also sozusagen Neger ohne dunkle Haut. Aber auch im Gesicht mischen sich Negerähnlichkeiten mit eigenartigen Sonderbildungen. Knochen und Weichteile der Mundgegend sind nicht so stark vorgebaut wie beim Neger. Die Nase ist negerhaft flach, die Augen aber werden durch sehr fettreiche, polsterartige Deckfalten zu engen Schlitzen, was an Mongolen erinnert. Besonders bei den Hottentotten ragen auch die Jochbogen oft so hervor, daß man an Mongolen denkt.

Man kann dieses Rassenbild deuten, indem man die Menschen der Südwüste als Nachkommen der ältesten Afrikaner betrachtet, die noch nicht ausgesprochene Neger waren, sondern zum Teil noch auf jener unentschiedenen Entwicklungsstufe standen, aus der die drei Großrassen der Gegenwart hervorgingen.

Besonders eigenartig sind eine Reihe anatomischer Bildungen der hellen Südafrikaner: die starke Krümmung der Lendenwirbelsäule, welche in Verbindung mit ausgiebiger Fetteinlagerung im Gesäß die oft groteske Fettsteißigkeit der Hottentottenweiber hervorruft, die stark verlängerten und aus der Schamspalte ragenden kleinen

Schamlippen („Hottentottenschürze"), das kinderhaft kleine und auch im Ruhezustand halb aufgerichtete männliche Glied der Buschmänner sowie die sehr hoch angesetzten achselständigen Brüste der Frauen.

Von Menschen der Nordwüste kann man kaum reden. Ehemals, sogar bis vor nicht allzulanger Zeit, zum Teil bis in die Tage der Römer, war die Sahara Kulturland. Heute herrscht der Sand und nur in wenigen Oasen leben europäide Menschen, und zwar in einem Zustand, der erstaunlich an mittelalterliches Rittertum erinnert (z. B. Tuareg). Daneben kommen Neger vor, besonders als Sklaven, und außerdem will Biasutti Spuren eines altertümlichen besonderen Saharatyps festgestellt haben.

Abb. 13. Zwei westafrikanische „Neger": grober Urwaldbauer und Hirte mit Europäerbeimang. (Nach Weninger)

Das eigentliche Negerafrika besteht aus der Urwaldmitte und den Steppengürteln. Einst freilich reichte es viel weiter nach Norden. An der französischen Riviera wurden Negerskelette aus der mittleren Steinzeit

(Miolithikum) gehoben, die also Zeitgenossen der Cromagnon-Jäger waren (junger Mann und alte Frau von Grimaldi, vgl. Gieseler, zitiert S. 14).

Die afrikanischen Neger lassen sich natürlich ebenfalls in Unterrassen gliedern, und in dieser Hinsicht ist am wichtigsten die Unterscheidung nach den Lebensräumen (Steppenneger und Urwaldneger).

Die Urwaldneger sind kleinwüchsiger und von gedrungenerem Bau und unterscheiden sich dadurch im selben Sinne vom Neger der freien Steppen, wie vielfach Urwald- und Steppenform der gleichen Tierart. Der Kopf ist eher kurz und rund, die Züge sind altertümlich, die Haut ist sehr dunkel (Abb. 13a). Die Zwergvölkchen des Urwaldes teilen mit ihnen den Lebensraum. Zwerge wurden in der Gegenwart noch an etwa 50 Stellen im zentralen Afrika festgestellt. Da die Zwerge zudem schon seit langem von den Urwaldnegern rassisch aufgesaugt werden, ist ihr Anteil an deren Blut recht groß (vgl. S. 21 ff).

Abb. 14. Extrem schmale negerische Wuchsform. Steppenneger aus dem Nilgebiet.

Die Fortpflanzungsverhältnisse der Urwaldneger sind heute manchenorts hochgradig krankhaft. Nach Schebesta kommt im Durchschnitt auf eine Frau nur ein halbes Kind, was zur Hauptsache auf willentlicher Beschränkung beruht. Es ist ein romantisches Trugbild, daß das Naturvölkerleben „sei vollkommen überall, wo der Europäer nicht hinkommt mit seiner Qual".

Die Steppenneger sind etwas heller, größer, langköpfiger und in ihren Wuchsverhältnissen zum Teil geradezu übertrieben langarmig, langbeinig und schmalhüftig. Wie die stelzbeinigen Sumpfvögel ihrer Heimat wirken z. B. die Neger des obersten Nilgebiets (Abb. 14).

Bei der Deutung der Rassenverhältnisse der afrikanischen Steppenbögen spielen freilich europäide Menschen, die von der Nordostecke, von Arabien, immer wieder in den schwarzen Erdteil hineingestoßen sind und allmählich nach Süden gedrängt wurden, eine mindestens ebenso große Rolle wie die Zwerge im Urwald. „Reine" Negerrasse gibt es aus diesem Grunde weder hier noch dort.

Abb. 15. Halb Europäer, halb Neger: dunkelhäutiger Fürst aus der äthiopischen Übergangszone.

Die Unterscheidung der europäiden Menschen von den Negern ist um so schwieriger, als es sich vielfach nicht um reine Europäer, sondern um merkwürdige Zwischenformen handelt, z. B. um Menschen, bei denen sich dunkle Haut und krauses, aber längeres Haar mit europäerhaften Gesichtszügen verbinden. Solche Menschen setzen überall im Sudan (z. B. Fulbe, Haussa), in Ostafrika (Massai), im Osthorn und in Abessinien (Galla, Somal) in sich einheitlich wirkende Bevölkerungen zusammen. Sie bilden die rassische Hauptgrundlage der Völker der weitverzweigten hamitischen Sprachgruppe (Abb. 15).

Der Neger ist in diesen Ländern meist gleichfalls vorhanden, spielt aber eine zweitrangige Rolle und wird

seit alters von den Europäiden und Halbeuropäiden beherrscht. Alle größeren Staatenbildungen Afrikas wurden seit jeher von zumindest halbeuropäiden Menschen gegründet. Dem Neger ist anscheinend eine besondere Unfähigkeit zum Denken in großen Gebilden eigen, seien diese nun politischer, technischer oder künstlerischer Natur. Die Negermusik besteht aus ganz kurzen, höchstens zweitaktigen Motiven, der eigentliche Negerstaat ist das für sich lebende Dorf oder höchstens eine Dorfschaft aus wenigen Einzeldörfern. Die „Negerrepublik" Liberia ist ebensowenig ein Gegenbeweis wie die Leistungen, welche die Neger in Nordamerika zu vollbringen scheinen (z. B. Negeruniversitäten). Denn es spielen dabei alte europäide Blutanteile eine Rolle und eine noch größere neue Europäermischung. Die Negerdoktoren, Negerflieger usw. Amerikas haben meist einen beträchtlichen Anteil weißen Blutes, viel mehr als die dunkle Haut ahnen läßt. Denn dunkle Farben und krauses Haar setzen sich im Erscheinungsbild als überdeckende, dominante Erbanlagen besonders gut durch.

Dunkelhäutige Halbeuropäer aber haben in Afrika seit alters Großstaaten gegründet und reichgegliederte Kulturen aufgebaut. Sie haben sich eine strenge hierarchische Herrschaftsstaffelung gegeben und im Sudan Großstädte mit Hunderttausenden von Einwohnern besiedelt. Sogar im Urwaldgebiet haben sie erstaunliche Reiche zusammengehalten, die den Portugiesen ernstlich zu schaffen machen konnten (Yoruba, Benin, Kongo usw.). In diesen Reichen fanden sich altbabylonische und nordeuropäische Kulturgüter (Kalender, Bronzeguß, Kulte). Alle hamitischen Völker waren ursprünglich Hirten. In den Urwaldreichen mußten sie ihr Vieh aufgeben, aber in Riten und Sere-

monien kehrt die Erinnerung daran auch heute noch wieder (Thurnwaldi, zitiert S. 37).

Unter den politisch leistungskräftigen Völkern Afrikas sind die südafrikanischen Zulu und Herero den europäischen Kolonisten, hier den Engländern, dort den Deutschen, als ernstzunehmende Feinde entgegengetreten, die auch mit europäischen Waffen umzugehen gelernt haben. Auf den ersten Blick weist man beide Völker dem Negertum zu, bei näherer Betrachtung sieht man aber auch bei Zulu und Herero Gesichter, die in einer europäischen Stadt nicht allzusehr auffallen würden, wenn sie nicht dunkelhäutig wären.

Aber auch von Volleuropäern wurde Afrika nicht erst im 19. Jahrhundert umworben, sondern schon vor Jahrzehntausenden. Wir kennen Alteuropäerschädel aus dieser Zeit, z. B. aus Ostafrika (Oldawayfund). In Madagaskar sitzen seit ältesten Zeiten nicht Neger, sondern indische Völker. Araber und Islamiten stürmten nach Westen und längs des östlichen Steppenbogens nach Süden. Die Türken kamen nur deswegen nicht ins eigentliche Afrika, weil schon die Portugiesen davon Besitz ergriffen hatten und sich ihnen in den Weg stellten. Die Portugiesen muß man sich zur Zeit der Koloniegründungen etwa ebensosehr von blonden Elementen durchsetzt vorstellen wie die heutigen Italiener, die neuerdings von Südeuropa aus ein europäides Kolonialreich schaffen wollen, wie einst die Portugiesen. Die große Kolonisationsperiode des 19. Jahrhunderts ist rassisch gesehen eine Ausdehnung Nordeuropas, die erst durch die Entwicklung der modernen Tropenmedizin aus nordeuropäischem Geist möglich geworden ist. Von den englischen Kolonisten wurden in großen Massen Inder ins Land gerufen, die heute

in Südafrika zu einem ähnlichen Problem werden wie die Negersklaven in Nordamerika.

Die Taten aller dieser Rassen und Völker beweisen, daß große Kultur in Negerafrika keineswegs aus landschaftlichen Gründen für immer unmöglich ist. Wohl ist große Kultur in Afrika aber immer wieder versunken, wo ihre europäiden Gründer, dem Klima erliegend oder durch ihre eigene Unfruchtbarkeit gemordet, aus einem afrikanischen Lande verschwunden sind und Neger ihr Erbe antreten sollten.

Schrifttum. Biasutti, R., Reste alter Rassenelemente in den Oasen der Sahara, Zeitschr. für Rassenkunde, 1935. — Czekanowsky, J., Wissenschaftliche Ergebnisse der deutschen Zentralafrika-Expedition, Leipzig 1922. — Fischer, E., Zur Frage einer äthiopischen Rasse, Zeitschr. Morph. Anthr. 1930. — Fülleborn, F., Anthropologie der Nordnyassaländer, D. Reimer, Berlin 1902. — Montadon, G., zit. S. 118, 1928. — Schebesta, zit. S. 26, 1935. — Schultze-Jena, zit. S. 26, 1928. — Struck, B., Versuch einer Karte des Kopfindex im mittleren Afrika, Zeitschr. Ethnol. 1922. — Weninger, J., Eine morph. anthr. Studie, durchgeführt an 100 westafrikanischen Negern, Wien 1927.

II. Die europäide Großrasse

Europäiden Menschen (für die Grundmerkmale dieser Großrasse vgl. S. 26 ff.) gehört nicht nur Europa, sondern sie bewohnen geschlossen ein Dreieck, das durch die Pyrenäenhalbinsel, durch die Spitze von Südindien und durch die von Nordsibirien in erster Annäherung abgesteckt wird. Auch Nordafrika wird von diesem Dreieck mit umfaßt. Dazu kommen Außenposten: die Ainu, die Polynesier und die halbeuropäiden Indianer.

Der Lebensraum der Europäiden ist seit langem dicht und fast lückenlos bewohnt. Völker, Stämme und Rassen

Abb. 16. Schon in der jüngeren Steinzeit leben lang- und kurzköpfige Menschen in Europa schwer entwirrbar durcheinander (umgezeichnet nach Scheidt). | = Langkopf, — = Kurzkopf. Die Anzahl der Striche entspricht der Häufigkeit der Funde.

stoßen längst unmittelbar aufeinander, haben sich über- und untereinander geschoben und sich zu einem schwer auflösbaren Gewirr verfilzt. Das ist nicht etwa erst ein Ergebnis der rassengeschichtlichen Gegenwart. Soweit zurück wir Menschenreste in Europa vorfinden, stoßen wir auf ähnliche Verhältnisse. In der jüngeren Steinzeit, die noch nichts von dem hatte, was wir als Hochkultur und

Großstaat bezeichnen, mußte Scheidt neun verschiedene europäische Unterrassen unterscheiden!

Lang- und Kurzköpfe, um nur ein Rassenmerkmal näher zu betrachten, waren schon damals so durcheinandergelagert und so allgemein in Europa verbreitet, wie es das rassengeschichtlich sehr lehrreiche Kärtchen Abb. 16 dartut.

Freilich liegen, wie wir sahen, die Verhältnisse auch in allen anderen Erdgebieten verwickelt. Aber in Europa fällt die Schwierigkeit besonders auf, weil wir in unserem eigenen Erdteil rassenkundlich gleichsam mit der Lupe arbeiten, während uns für die fremden Rassen ein Blick durch das Fernrohr genügte.

Bei solcher Sachlage ist es geraten, in der Darstellung von den Verhältnissen der unmittelbar erkennbaren Gegenwart auszugehen, zumal auch rassenpolitisch Kenntnisse über den heutigen Zustand der europäiden Völker wichtiger sind als Vermutungen über die ursprünglichen Rassen, die zur Herausbildung dieses Zustandes beigetragen haben.

1. Die europäiden Unterformen der Gegenwart

Schreiten wir den Raum der europäiden Großrasse zunächst einmal in einer bestimmten Reihenfolge ab, um zu erkennen, wo überall es besondere und eigenartige Rassenverhältnisse gibt, die sich als Unterformen der europäiden Großrasse darstellen. v. Eickstedt unterscheidet in dem durch die Pyrenäenhalbinsel, durch Südindien und Nordsibirien gegebenen europäiden Landdreieck einen Nordgürtel, der von Irland bis Sibirien reicht, sodann einen mittleren Gürtel von Gebirgslandschaften, die sich fast

ohne Unterbrechung vom Himalaja bis zum französischen Zentralmassiv erstrecken und einen Südgürtel, der das Mittelmeergebiet, Syrien, Arabien, Iran und Indien umfaßt. Wir folgen im nachstehenden dieser Anordnung.

Schrifttum. v. Eickstedt, zit. S. 118, 1933. — Günther, H. K. F., Rassenkunde Europas, Lehmann, München (viele Auflagen). — Ripley, W., The Races of Europe, London 1899. — Deniker, J., zit. S. 118, 1900.

A. Der Nordgürtel.

a) Nordeuropa (Kerngebiet der „nordischen Rasse"). Hier hausen die „besten", d. h. die am stärksten als europäid gekennzeichneten Europäer mit am weitesten getriebener Aufhellung und am meisten europäider Bildung des Gesichtsskeletts (T. I, 1).

Das lichte Haar und die lichten Augen der Nordeuropäer sind in der ganzen Menschheit einzigartig. Sie passen mit Notwendigkeit in einen nördlichen Lebensraum, was sich z. B. darin zeigt, daß braunäugige Menschen in Schweden doppelt so häufig an Tuberkulose sterben wie blauäugige, während umgekehrt die Malariasliege helle Haut bevorzugt und nordische Menschen auch sonst im Süden den dort einheimischen Rassen körperlich unterlegen sind. Aber dieser Zusammenhang von nordischer Helligkeit und Heimatraum ist keineswegs so eng, daß jeder nördliche Erdraum eine helle Rasse herauszüchten müßte. Die typische Hellfarbigkeit der Nordeuropäer hat weder in Nordasien noch in Nordamerika und erst recht nicht in der Nähe der Antarktis ein Seitenstück.

Man hat keinen Grund sich vorzustellen, daß jemals alle Nordeuropäer gleichstark blond und blauäugig gewesen seien, und ebensowenig muß jeder etwas dunkler gefärbte Mensch in Nordeuropa ein ungermanischer Misch-

ling sein. In den isländischen Sagas der Heldenzeit ist oft auch von dunkelhaarigen Helden die Rede (Scheidt, Herdt).

Neben der Helligkeit der Farben sind den heutigen Nordeuropäern einige andere Merkmale gemeinsam. Vor allem bemerkenswert ist der überall in Nordeuropa sehr hohe Durchschnittswert der Kopflänge (Stirn bis Hinterhaupt, etwa 197 mm beim Mann gegenüber 180 mm in „dinarischen" Gebieten). Dementsprechend neigt der Kopf zur Langform, doch sind zum Teil auch die Breitenmaße sehr groß. Der größere Teil der heutigen Nordeuropäer ist darum dem Längen-Breiten-Verhältnis des Kopfes (vgl. S. 30) nach mittellangförmig bis kurzförmig. Die Bevölkerungsdurchschnitte liegen zwischen 78 und 84.

Ähnliches gilt für das Gesicht. In Nordeuropa ist es zwar zumeist recht hoch, aber dabei häufig auch breit, so daß schmalförmige Gesichter nicht ganz so zum Bilde heutiger nordeuropäischer Bevölkerungen gehören wie Helligkeit, Kopflänge, Schmalnasigkeit und gleichmäßiges Zurücktreten der Jochbogengegend.

Als sehr bezeichnendes nordisches Körpermerkmal wird mit Recht allgemein die Höhe des Wuchses angesehen, doch wird die rassenkundliche Verwertung der Körperhöhe dadurch erschwert, daß auch Umwelteinflüsse eine Rolle spielen. Recht gut bekannt ist z. B. die erstaunliche Zunahme der Körpergröße der letzten Generationen in Europa, besonders in Nordeuropa. Heute werden in Gebieten Norwegens, die um 1900 zuverlässig auf 170 cm im Durchschnitt bestimmt wurden, vielfach 173 cm gemessen, in Schweden sind die Zunahmen seit 1840 sogar auf durchschnittlich 8 cm zu veranschlagen (Hultkrantz). Man kann sich allerdings kaum vorstellen, daß eine solche Veränderung ohne gleichsinnige rassische Umzüchtung der Erbanlagen möglich gewesen sein soll.

Zum Eingehen auf die einzelnen Gesichtszüge heutiger nordeuropäischer Bevölkerungen fehlt hier der Raum, es würde auch weitläufige anatomische Erörterungen zur Voraussetzung haben. So sei nur gesagt, daß hinsichtlich der Gesichtszüge ebenfalls eine starke Verschiedengestaltigkeit besteht, und daß sich die Gesichter nordeuropäischer Bevölkerungen im ganzen in dem gleichen Rahmen halten, den wir gefühlsmäßig als „deutsches Gesicht" anerkennen.

Innerhalb des nordeuropäischen Gebiets gibt es vielerlei lokale Unterschiede, doch kann man nach neueren Forschungen auch den drei geographischen Hauptteilen, aus denen es besteht, etwas verschiedene „Schläge" des nordischen Menschen zuweisen (Scheidt).

Das atlantische Nordeuropa, also England, Irland, Island und Teile Norwegens, ist gekennzeichnet durch besondere Schmalheit von Kopf, Gesicht und Körper, entspricht in dieser Hinsicht also besonders gut der allgemeinen Vorstellung von nordischer Rasse. Dagegen weisen die Menschen des atlantischen Nordeuropa trotz häufiger Blauäugigkeit seltener wirklich blonde Haare auf (Scheidt). Man hat diese Tatsache schon lange durch mittelländischen Rasseneinschlag zu erklären versucht, doch gelingt das nicht recht, weil auch die Augen dann ebenso häufig braun sein müßten.

Binnenskandinavien besitzt einzelne fast hundertprozentig blonde und blauäugige Bevölkerungen, was weder in Norddeutschland noch in England vorkommt.

Für Niederdeutschland (einschließlich der nordisch bestimmten Teile der Niederlande) ist eine größere Breitenentwicklung, die sich im ganzen Körperbau spiegelt, geradezu rassenkennzeichnend. Dabei sind Kopflänge und Wuchs aber groß und helle Farben nicht seltener als in

den meisten Teilen Skandinaviens und wahrscheinlich viel häufiger als im nordisch-schmalen England.

b) Die Lappen (verzwergte „ostische Rasse"?). Das Restvölkchen der Lappen (einschließlich der Mischlinge, die sich zu ihnen rechnen, einige zehntausend Menschen) streift mit seinen Renntierherden, wo der europäische Norden so unwirtlich wird, daß der germanische Nordeuropäer, der immer im Kern seines Wesens Bauer ist, keinen geeigneten Boden mehr für sich findet. Da bebaubares Land um so weiter nach Norden rückt, je weiter die Eiszeit zurückliegt, müssen die Lappen auch immer weiter nach Norden und haben schon den größeren Teil ihres ehemaligen Gebiets den germanischen Bauern überlassen.

So gering ihre Zahl ist, so interessant sind die Lappen in zwei Richtungen. Einerseits sind sie die einzige europäide Unterrasse, die noch nicht völlig in stetiger Vermischung mit ihren Nachbarformen verbunden ist. Zwischen Norwegern und Lappen hat sich jene Kluft der Rassenfremdheit erhalten, die wir anderwärts in weite Vergangenheiten zurückverlegen müssen und daher nur vermuten können. Der Vorgang der Rassenmischung ist daher im äußersten skandinavischen Norden noch plastisch und sichtbar.

Andrerseits erregt die Annahme v. Eickstedts unsere Aufmerksamkeit, daß diese Lappen nichts anderes seien als erhaltengebliebene Zeugen der sonst in Europa nirgends mehr richtig nachweisbaren „ostischen" oder „alpinen" Rasse. Man wäre vielleicht schon lange auf diese Deutung gekommen, hätte ihr nicht ein merkwürdiges Vorurteil den Weg versperrt, das aus den Lappen vorwiegend mongolische Menschen machte, während sie in Wirklichkeit völlig europäid sind, und zwar im Sinne

einer geradezu übertriebenen Verkörperung der vermuteten „ostischen (alpinen) Rasse" (Tafel II, 1).

Der ostische Mensch ist nach H. K. F. Günther klein und die Lappen sind geradezu zwergenhaft, so kleinwüchsig, daß sie wohl verzwergte Nachkommen alteuropäischer ostischer Bevölkerungen sein dürften. Der ostische Mensch ist kugelköpfig mit gewölbtem, wenn auch kurzem Hinterhaupt, außerdem sehr breitgesichtig mit eingebogener kleiner Nase und eher starken Jochbögen. Er ist steif- und dunkelhaarig, braun- oder grauäugig, und all diesen Kennzeichen entspricht aufs genaueste der typische Lappe. Lappenschädel sind den ältesten kurzköpfigen Schädeln aus der mittleren Steinzeit entschieden ähnlich.

Bedenken wir weiter, daß noch vor 15000 Jahren wahrscheinlich der größte Teil des nordalpinen Europa eisnahe war und daher nur kümmerlich und nomadisch bewohnt werden konnte, so gewinnt die Vermutung einer ursprünglich viel weiter nach Süden reichenden Ausbreitung der Lappen noch weiter an Wahrscheinlichkeit (vgl. auch S. 80).

c) Osteuropas Flachlandmenschen (Kerngebiet der „ostbaltischen" oder „osteuropäiden" Rasse). Wir sind gewohnt, in Osteuropa Halbmongolen und „Slawengesichter" zu vermuten, breit mit derben Jochbogen und kleinen aufgestupsten Nasen. Beides trifft wohl die Richtung, in der sich Osteuropäer von Mittel- und Nordeuropäern unterscheiden. Aber Mongolenblut ist im ehemaligen Europäischen Rußland nicht mehr vorhanden, als von Mischheiraten (die aber selten waren) und von den Mongolenstürmen (die großenteils gar nicht von Mongolen getragen wurden, vgl. S. 114) übrigblieb, also sehr wenig. Und das „Slawen"-Gesicht mit den

derben Jochbogen und der spitzen Stupsnase kommt im Osten zwar häufiger vor als anderswo, ist aber keineswegs das typische, am meisten vertretene Gesicht osteuropäischer Flachlandmenschen. Sieht man Bilderserien heutiger Menschen aus diesen Ländern durch (vgl. Hesch, Pöch, Bunak), so überwiegen vielmehr Gesichter, die nach Abzug fremdartiger Trachten gar nicht mehr fremdartig anmuten. Nach den Einzelmerkmalen muß man den Osteuropäern mittleren Wuchs, mäßige Kurzköpfigkeit und ein durchschnittlich recht schmales Gesicht zuschreiben. Haare und Augen sind besonders im nördlicheren Osteuropa typisch hell, die Haare unterscheiden sich vielleicht durch silbrigen, aschblonden Ton von den Blondhaaren im westlicheren Nordeuropa.

d) Die europäid-mongolide Übergangszone im zentralen Asien. Vielleicht noch breiter als der Übergangs- und Berührungsraum von Europäiden und afrikanischen Negern ist die entsprechende Zone zwischen Europäiden und mongoliden Bevölkerungen im mittleren Asien. Viel wissen wir aus diesem Raum gerade nicht, doch wurden im Weltkrieg an den Kriegsgefangenen wertvolle Beobachtungen gemacht (Pöch-Weninger). Es kommt jedenfalls nicht so sehr darauf an, Gruppen mit ein wenig mehr mongolischer und solche mit ein wenig mehr europäischer Beimischung hier auseinanderzuhalten; wichtig ist nur, diesen Übergangsgürtel im allgemeinen zu kennen.

Bemerkenswert sind Menschen mit etwas vorgeschobenen Jochbogen, engen Augen, aber ohne Mongolenfalte und europäisch starken Nasen. Im Norden häufen sich solche Typen in den stark zusammengeschmolzenen Völkchen der Altaiaten (Jukagiren, Ostjaken, Samojeden usw.). Zum Teil sehen sie außerordentlich indianerhaft aus. Ihre Vorfahren waren wohl auch wirklich die asiatischen Stamm-

eltern der amerikanischen Eingeborenen (vgl. S. 69). Beide Amerika sind aus diesem nördlichen Teil des europäid-mongoliden Übergangsgürtels besiedelt worden.

Im südlicheren Innerasien nähern sich ähnliche Übergangstypen mehr der vorderasiatischen Rasse an (vgl. S. 55). Man spricht von einer „turanischen" (turaniden) Rasse, die innerasiatische Steppen und Gebirge besiedelt und u. a. den Rassenkern der pferdezüchtenden Turkvölker stellt.

e) Helle Menschen in Asien. Überall in Asien, auch im heute reinmongolischen Gebiet, verzeichnet jede aufmerksame rassenkundliche Untersuchung eine gewisse Anzahl blonder und blau- oder doch helleräugiger Individuen. Die Nachrichten hierüber hat Günther (Die Indogermanen in Asien) zusammengetragen.

Wie ist dies zu deuten? Es gibt drei Möglichkeiten. Entweder sind diese Individuen Zeugen dafür, daß sich die helle nordische Rasse ursprünglich überhaupt in Asien (Sibirien) gebildet hat, oder sie sind umgekehrt Zeugnisse für die Macht der Vorstöße nordischer Menschen von Nord- und Osteuropa aus, oder endlich: die hellen Farben sind an Ort und Stelle entstanden, unabhängig von der nordeuropäischen Hellfarbigkeit.

v. Eickstedt läßt die nordische Rasse in Sibirien gezüchtet sein, vertritt also die erstgenannte Möglichkeit. Für eine ausführliche Erörterung dieser Annahme ist hier nicht der Ort. Wir fragen nur: Was könnte diese nordische Rasse veranlaßt haben, ihre Heimat Sibirien fast ganz zu verlassen und mit Nordeuropas ebenso unwirtlichem Klima zu vertauschen? Warum sollen wir an einen solchen Tausch glauben, wo doch im miolithischen Europa die Vorformen längst vorhanden waren, die, wenn sie helle Farbmerk-

male besaßen (was sich nicht entscheiden läßt, weil Schädel unsere einzige Quelle sind), selbst schon im Grunde nordische Rasse waren? Die vielen sprachlichen und kulturellen Gründe, die für die nordeuropäische Heimat der Indogermanen sprechen, brauchen wir gar nicht erst zu erwähnen. Die ein Jahrhundert alte Streitfrage, ob die Indogermanen aus Asien kamen oder in Europa ureinheimisch sind, ist nun doch wohl im Sinne der Einheimischkeit entschieden.

H. K. F. Günther vertritt die zweitgenannte Möglichkeit, hält also die hellen Einzelmenschen in Asien für Überreste von Europa ausgegangener Vorstöße und bringt viele geschichtliche Belege dafür bei.

Als Rassenbiologen finden wir daneben allerdings auch die dritte Möglichkeit naheliegend. Stellenweise ist im nördlichen Klima Innerasiens höchstwahrscheinlich auch unabhängig von Nordeuropa Blondheit durch Erbänderung (Mutation) aufgetreten.

Schrifttum. Bunak, V., Neues Material zur Aussonderung anthropolog. Typen unter der Bevölkerung Osteuropas, Zeitschr. Morph. Anthrop. 1932. — Brøgger, H., Homo caesius. Nidaros (Gesichtszüge der Norweger!), 1930. — Brøgger, H., Norwegische Samen, Mitteil. Anthrop. Gesellsch., Wien 1932. — Eickstedt, E. v., zit. S. 118, 1933. — Fischer, E., „Deutsche Rassenkunde", bisher 13 Bände von Breig, Göllner, Grau, Keiter, Ried, Saller, Scheidt, Fischer, Jena 1929 ff. — Geyer, E., Die anthrop. Ergebnisse der Lapplandexpedition 1913/14, Mitteil. Anthrop. Gesellsch., Wien 1932. — Günther, H. K. F., Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, Lehmann, München 1934. — Hesch, M., Letten, Litauer, Weißrussen, Mitteil. Anthrop. Gesellsch., Wien 1932. — Herdt, L., Rassenkundliche und rassenbiologische Zeugnisse im altisländischen Schrifttum. Arch. Rass. Ges. Biol., 1935. — Keiter, F., Rußlanddeutsche Bauern, Fischer, Jena 1934 (Bericht über russische Literatur!) — Lundborg, H. und Wahlund, S., The Race Biology of the Swedish Lapps, Upsala 1932. — Scheidt, W., Die rassischen Verhältnisse in Nordeuropa, Zeitschr. Morph. Anthrop., 1930 (Vollständiges Schriftenverzeichnis!). — Schreiner, K., Zur Osteologie der Lappen, 2 Bände, Oslo 1935.

B. Die mittlere Zone der Gebirge und der Kurzkopfrassen.

Vom Pamir und Hindukusch, die an das Tibetische Hochland anschließen, durchzieht ein ununterbrochener Gebirgsriegel (Kaukasus, Armenien, Kleinasien, Balkan, Alpen, bis ins französische Zentralmassiv) die Mitte des europäiden Raumes. In diesem Gebirgsriegel läßt sich eine Reihe von Rassen unterscheiden, die gemeinsam gekennzeichnet sind durch echte, d. h. nicht nur durch die Breite des Kopfes vorgetäuschte Kurzköpfigkeit.

a) Über die Rassenkunde der östlichen Teile dieses Gebirgsriegels wissen wir nicht viel. Turanide Rasse (vgl. S. 55) kommt in Betracht, d. h. kurzköpfige, starknasige Menschen mit leichten Mongolenanklängen. Andere Bevölkerungen nähern sich den europäiden Indern an, wieder andere sind deutlich Mongolen (Biasutti).

b) Wichtiger ist uns die „Vorderasiatische Rasse", die in den Gebirgen westlich des Kaspisees, in Teilen des Kaukasus, im Hochland von Armenien und in Kleinasien ihre Kerngebiete hat (auch Hettitertypus, homo tauricus, armenide Rasse genannt, Abb. 27).

Der von der Stirn zum Hinterhaupt sehr kurze Kopf mit steil abfallendem, flachem Hinterhaupt ist hier typisch. Er kommt etwa ähnlich häufig vor wie z. B. in Nordeuropa die Blondheit, also häufig, aber nicht durchgehends. Das Zusammentreffen dieser Kopfform mit weitvorragender, konvexrückiger Nase und zurückweichendem Kinn ergibt das vorderasiatisch oder hettitisch genannte Profil. Die Nase ist dabei ausgesprochen europäisch schmal. In den bezeichnendsten Fällen ist sie fleischig, und ihr gekrümmter Rücken geht gleichmäßig gerundet auf den Nasensteg über. Das ergibt die berühmt gewordene

„jüdische Sechsernase", die also wesentlich durch Absinken und gleichmäßige Rundung der Nasenspitze zustande kommt.

c) Die kleinasiatischen Gebirge setzen sich durch schmale Meeresteile, nur wenig unterbrochen, auf die Gebirge vor allem der westlichen Balkanhalbinsel fort. Dort finden sich auch ähnliche Menschen wie in Kleinasien, deren Rassenkern man aber als „dinarische Rasse" von der vorderasiatischen Rasse abzutrennen pflegt. Wie die Verhältnisse liegen, mögen zunächst einige Zahlen zeigen, die neuesten Untersuchungen entnommen sind:

	Anatolische Türken (Wagenseil)	Albaner (Weninger)
Körpergröße	167 cm	167 cm
Kopflänge	182 mm	182 mm
Kopfbreite	153 mm	159 mm
Gesichtsindex*	87	86
Nasenindex**	62	64
Dunkle Augen	81 %	61 %

Der einzige Unterschied meßbarer Merkmale zwischen den wesentlich als vorderasiatisch zu bezeichnenden anatolischen Türken und den wesentlich als dinarisch zu bezeichnenden Albanern besteht hiernach in der größeren Kopfbreite der letzteren. Die Türken sind aber wesentlich dunkeläugiger.

Wer mit der Vorstellung der dinarischen Rasse sehr hohen Wuchs verbindet, den verwundert die Kleinheit der albanischen Männer, doch ist dies nicht die einzige

* $\text{Gesichtsindex} = \frac{\text{Breite zwischen den Jochbogen} \times 100}{\text{Höhe vom Kinn zur Nasenwurzel}}$

** $\text{Nasenindex} = \frac{\text{Nasenbreite} \times 100}{\text{Nasenhöhe}}$

Untersuchung, die zeigt, daß neben sehr großwüchsigen dinarisch bestimmten Volksteilen, wie sie vor allem für Bosnien kennzeichnend zu sein scheinen, gar nicht selten auch nur mittelgroße vorkommen. Nach diesen Forschungen muß man sagen, daß mittlerer Wuchs sowohl in der vorderasiatischen als auch in der dinarischen Rasse vorkommt, sehr hoher Wuchs nur bei der dinarischen, nicht bei der vorderasiatischen Rasse.

Betrachten wir die nicht meßbaren Formmerkmale, so fallen wieder wichtige Ähnlichkeiten auf. Das Hinterhaupt ist etwa gleich oft flach und steil, die Nase neigt beiderseits zu starkem Vorspringen (Tafel II, 2, 4). Besonders im dinarischen Gebiet ist sie aber nicht immer konvex gebogen, sondern kann trotz ihrer Größe konkav sein, wodurch sie einen merkwürdigen, schnabelartigen Eindruck macht.

Auch in anderen Gesichtszügen zeigen sich Unterschiede. Das Auge der dinarischen Männer liegt sehr flach und wird durch die Nasenwurzel kaum überhöht. Es ist sehr weit geöffnet, und die Deckfalten sind schwach entwickelt. Die Jochbogengegend ist weniger derb gebaut, der Mund ist nicht so plump, und das Kinn weicht nicht so stark zurück wie bei den vorderasiatischen Männern. Das Schlußergebnis einer eingehenden Untersuchung von 30 Formmerkmalen (Keiter) ist, daß sich in den Gesichtszügen Dinarier und Vorderasiaten etwas stärker unterscheiden als Skandinavier und Deutsche. Mit dieser Formel gibt man wohl überhaupt die Stellung der beiden Rassen zueinander nicht unrichtig wieder.

Schließlich sei noch auf eine für den Gesichtsausdruck wichtige Folge der verhältnismäßigen Kleinheit des dinarischen Kopfes in der Seitenansicht hingewiesen. Die Seitenansicht des Gesichts wirkt natürlich um so größer, je kleiner der Kopf ist. Wenn dinarische Gesichter als derb

empfunden werden, so liegt das wohl zum Teil nicht am Gesicht selbst, sondern an dessen gegenüber dem Gewohnten verschobenen Größenverhältnis zum Kopf.

d) Wie steht es nun in den Gebirgen westlich des dinarischen Gebiets, also in den Alpen und im französischen Zentralmassiv? Einige Zahlen über eine dem dinarischen Gebiet unmittelbar benachbarte und über eine weiter westlich beheimatete deutsche Alpenbevölkerung mögen zeigen, wie wenig berechtigt es wäre, Dinarier und Menschen der deutschen Alpen in einen Topf zu werfen:

	Albaner (Weninger)	Steirer (Keiter)	Allgäu (Schultz)	Norddeutsche (Keiter)
Körpergröße	167 cm	170 cm	169 cm	170 cm
Kopflänge	182 mm	189 mm	189 mm	193 mm
Kopfindex	88	83	84	83
Helle Augen (einschl. farbgemischte)	39%	70%	ca. 75%	91%

Die deutschen Steirer unterscheiden sich also viel stärker von den Albanern als von den Norddeutschen, und zwar durchweg in Richtung auf die nordeuropäischen Rassenverhältnisse. Die Allgäuer bezeugen, daß das auch für andere deutsche Alpenländer gilt.

e) Über die Menschen des französischen Zentralmassivs wissen wir mit Sicherheit nur, daß sie kleinwüchsiger und viel kurzköpfiger und dunkelfarbiger sind als die Alpendeutschen. In diesen Merkmalen gleichen sie eher den Dinariern. Da neuere Forschungen fehlen, kann man aber nicht wissen, ob sie nicht vielmehr noch eine andere europäische Unterrasse, die „ostische" (alpine) Rasse (vgl. S. 50 u. 80) vertreten.

Schrifttum. Biasutti, R., Osservazioni antropologiche su Cashmiri, Ladachi e Nubresi (1930), Bologna 1934. — Keiter, F., Zur Anthrop. des steirischen Obermurgebietes, Mitteil. Antrop. Gesellsch., Wien 1933. — Luschan, F., Völker, Rassen, Sprachen, Deutsche Buch-

gemeinschaft 1927. — Schultz, B. K., Bauern im südlichen Allgäu, Lechtal und Bregenzer Wald, Lehmann, München 1935. — Weninger, J., Die physisch-anthropologischen Merkmale der vorderasiatischen Rasse, Mitt. Geogr. Ges. Wien, 1920. — Weninger, J., Rassenkundliche Untersuchungen an Albanern, Wien 1934.

C. Die südeuropäiden Langkopfformen.

Ein dritter mit europäiden Menschen erfüllter Gürtel zieht im Süden der eben besprochenen Gebirgszone von Indien bis nach Portugal. Er umgreift das ganze Mittelländische Meer, weshalb man gewohnheitsmäßig von einer mittelländischen (mediterranen) Rasse spricht. Nordafrika ist an diesem Rassengürtel deutlicher beteiligt als die südeuropäischen Halbinseln, die rassisch wie landschaftlich zum großen Teil eher zum mittleren Gürtel zählen. Gemeinsam ist den Bevölkerungen dieses über 90 Längengrade, also über ein Viertel des Erdumfangs sich erstreckenden Bereiches die im Rahmen der Europäiden ausgesprochenste Langköpfigkeit und Dunkelfarbigkeit. Die Langköpfigkeit ist stärker als im nordischen Kreis. Die Hautfarbe ist dunkel, aber natürlich z. B. bei Indern noch dunkler als bei Portugiesen.

Vor allem nach Körperwuchs und Gesichtszügen pflegt man die südeuropäiden Langkopfformen einzuteilen in die indide,- die indoafghanische, die orientalische und die „eigentliche" oder westliche Mittelmeerrasse. Die Grenzen zwischen diesen Formen sind aber vielfach fließend. Es handelt sich in Indien wie im vorderen Orient und im ganzen Mittelmeerbecken um geschichtlich so ungeheuer schicksalsreiche Räume, daß eine wirkliche Aufklärung der verwickelten Rassengeschichte wohl unmöglich ist. Insbesondere sind aber unsere heutigen Kenntnisse noch sehr lückenhaft.

a) Indien, das an sich eher einen kleinen Kontinent als ein Land darstellt und auch nicht viel weniger Menschen beherbergt als Europa, ist von deutscher Seite besonders durch die Forschungen E. v. Eickstedts (1926 ff.) rassenkundlich aufgeschlossen worden. Aus dem Bilde, das dieser Forscher, mit der Verwickeltheit der Verhältnisse ringend, zu entwerfen versuchte, wollen wir nur einige Linien festhalten.

Die östlichste Unterrasse des geschlossenen europäiden Gebietes sind die kleinwüchsigen, sehr grazil und ebenmäßig wirkenden Indiden. Die indischen Studenten, die wir nicht selten auf deutschen Universitäten finden, verkörpern diesen Typus vielfach recht gut. Kleinwuchs und zarter Bau kehren in ähnlichem Maße erst wieder bei der westlichsten mittelländischen Unterrasse. Dazwischen schieben sich größer gewachsene und derbere Südeuropäiden-Formen.

Während die Westmediterranen in den Gesichtszügen den Nord- und Mitteleuropäern ähnlich zu sein pflegen, erkennt man die Inder auch an ihren Zügen, woran vor allem eine gewisse Breite und weiche Fleischigkeit der Nase und eine gewisse Fülle der Lippen beteiligt sein mag. Die weit offenen dunkelbraunen Augen, an denen auch das „Weiße" nicht farblos ist, zeigen einen samtigen, sanften Ausdruck, den man kaum mit dem einer anderen Rasse verwechseln wird.

Viel von solcher „indider Rasse" haben die Zigeuner Europas bewahrt, die deshalb eines der sinnfälligsten Beispiele für die Unveränderlichkeit der Rasse trotz geänderter Umwelt sind. Überall in Norddeutschland sieht man gelegentlich die winzigen Zigeunerinnen mit dem fast blauschwarzen Haar und der trotz magerer Sonne braunen Haut neben den mächtigen, hellen Gestalten der ger-

manischen Bauern. Zigeuner aus dem Gebiet balkanischer extremer Kurzköpfigkeit haben sich nach Lebzelters Untersuchungen durchaus einen länglichen Kopf bewahrt.

In Indien selbst sind die Indiden die Träger höherer Kulturformen und der höheren Kasten. Sie besitzen einen großen Teil des günstigeren Landes. Neben ihnen kommen einige Altformen in Betracht, die heute vorwiegend in Gebirgen und Dschungeln hausen. Es ist dies die weddide Rasse, die schon unter den Zwergrassen besprochen wurde (Abb. 14), Verwandte der Weddas, die zum Teil weniger lockenhaarig, zum Teil dunkelhäutiger und in den Gesichtszügen noch primitiver sind, und endlich sehr dunkelhäutige Südinder mit ähnlichen Gesichtszügen (Melanide), denen auch das bekannte Volk der Tamilen zugehört. Sie besitzen noch heute größere Teile des südlichen Indien.

Alle diese Formen können nicht wie die Indiden selbst zu europäiden Großrassen gerechnet werden, sondern gehören einer Schicht an, die wohl älter ist als die drei heutigen Hauptkreise der Jetztmenschheit und die zum Teil zwischen Australiden und Jetztmenschheit steht.

Die Indiden von heute haben rassisch wenig mit den arischen Indern zu tun. Diese sind im zweiten Jahrtausend v. Chr. (die Zeitansätze sind mythologisch unbestimmt) von Norden gekommen und haben mindestens zu einem Teil aus blonden Menschen bestanden. Sie trafen in Indien Hochkulturen, Städte und Reiche an, die heute von der Vorgeschichtsforschung bis ins vierte vorchristliche Jahrtausend zurückverfolgt sind (Induskultur). Die arischen Inder waren aber selbst die Schöpfer jener Heldengesänge und Götterlehren, die uns als höchste, dem Germanentum stammverwandte Leistung der indischen Kulturgeschichte erscheinen. Die Spuren der arischen Inder

haben sich heute rassisch ebenso verloren, wie die fast aller erobernder Einwanderer in der Weltgeschichte.

Wie die arischen Inder, so haben z. B. auch die Gründer der mächtigen islamischen Reiche in Nordindien das aus Hunderten von Millionen bestehende „Menschendickicht" des Indidentums kaum rassisch beeinflussen können.

b) Indoafghanen (Nordindide). Im nordwestlichen Vorderindien, im heutigen Iran und Afghanistan sitzen größere, gröbere und etwas hellfarbigere Menschen. Durch solche Merkmale bilden diese Gebiete Übergänge von Indien einerseits zur orientaliden Rassenform Arabiens, Syriens und Nordafrikas, andererseits zu den Vorderasiaten des Kurzkopfgürtels.

Vielfach vorkommende blonde oder helleräugige Individuen sind wohl zum guten Teil als Nachkommen der ehemals weit in den vorderen Orient vorgedrungenen nordeuropäischen Völker anzusehen. Besonders viele enthält das Bergvolk der Kurden.

c) Orientalide Rasse (T. II, Abb. 1). Mit diesem Namen sucht man jene Typen des südlichen und insbesondere des südöstlichen Umkreises des Mittelmeeres zusammenzufassen, die dunkel und langköpfig sind, von der „eigentlichen" Mittelmeerrasse aber durch höheren Wuchs und einige Gesichtszüge abweichen. Unter „Orientalide Rasse" ist zu verstehen, was man sich landläufig als „Beduinentypus" vorstellt.

Zu den Besonderheiten der Gesichtszüge gehört die Nase, die wie bei den Vorderasiaten stark und gekrümmt vorspringt, dabei aber als besonders schmal gilt, mit besonders steilen Seitenflächen und feiner Spitze. Der oft plumpe Mund und das zurücktretende Kinnprofil weckt ebenfalls Erinnerungen an die kurzköpfigen Vorder-

asiaten, kann aber auch damit in Verbindung gebracht werden, daß die orientalide Rasse überall in Gebieten möglichen Negerkontaktes lebt und seit Jahrzehntausenden gelebt hat.

Ein weiteres vielbesprochenes orientalides Rassenmerkmal ist die Mandelform der Lidspalte. Die persönliche Meinung des Verfassers ist, daß man damit einem Trugbild nachjagt, das durch eine blumige orientalische Dichtersprache vorgegaukelt wurde. Es gibt keine solche typische Besonderheit der orientaliden Lidspaltenform.

Genauere Angaben über die Verbreitung orientalider Menschen sind heute noch nicht möglich. Vorderasiaten, Westmediterrane und Neger gehen jedenfalls ständig in die vorwiegend orientaliden Bevölkerungen über. Reihenmäßige Untersuchungen der Gesichtszüge sind bisher nur für die Berber Nordafrikas möglich gewesen (nach Bildermaterial von Bertholon und Chantre). Dabei hat sich der mehr orientalide Inlandtypus von dem mehr mittelländischen (westmediterranen) Küstentypus recht gut scheiden lassen (Keiter).

d) Die Mittelländische Rasse (westmediterrane). Mit dieser letzten Südeuropäerform, die noch zu besprechen bleibt, treten wir wieder in den Kreis uns wesentlich näher vertrauter Menschenformen des eigentlichen Europa ein. Kleine schmalgebaute Süddeutsche, die zufällig gleichzeitig dunkle Haare, Haut und Augen haben, sind von Menschen dieser mittelländischen Rasse im Einzelfall nicht zu unterscheiden. Allerdings sind systematische Rassenuntersuchungen an verhältnismäßig rein mittelländischen Bevölkerungen bisher nur auf ganz wenige Merkmale hin vorgenommen.

Spanier und Portugiesen z. B. sind danach im Körperwuchs etwa 10 cm kleiner als Nordeuropäer. Der Kopf

ist um etwa fünf Indexeinheiten langförmiger als im deutschen Sprachgebiet. Schon über die Gesichtsform fehlt es an Zahlenangaben, doch ist nach dem Augenmaßeindruck auch das Gesicht wesentlich schmaler als in Mitteleuropa. Unsicher ist, ob in einzelnen Gesichtszügen überhaupt typische Abweichungen von mitteleuropäischen Verhältnissen bestehen. Die Augen scheinen auffallend flach zu liegen, die Lidspalten sehr weit geöffnet zu sein. Unter den Nasenformen bemerkt man Fälle weicher „Fleischigkeit", die an orientalide oder an vorderasiatische Nasen erinnern. Auch die Lippen der Mittelmeermenschen sind wohl breiter als die der Nordeuropäer.

Der Ausdruck der mittelländischen Rasse wurde von Nordeuropäern immer als graziös, tändelnd, auch als theatralisch und bombastisch empfunden. Wer im Süden gereist ist, kennt aber auch die ausgesprochen harten, kantigen, schmalen dunklen Gesichter mittelländischer Männer, die wie grobzackige Sägeblätter wirken können. Die von den großen italienischen und spanischen Künstlern der Renaissance- und Barockzeit dargestellten Menschen haben erst recht nur selten den „typischen" mittelländischen Ausdruck. Das ist jedoch kein Wunder, da auch die Bevölkerungen, die diese großen Künstler hervorbrachten, nicht vorwiegend mittelländischer Rasse waren, sondern als ebenso nordisch anzusehen sind wie etwa heutige mitteleuropäische Bevölkerungen.

Die volkstümlichsten Beispiele für die Unterschiede des (atlantisch-)nordischen und mittelländischen menschlichen Stils waren in letzter Zeit wohl die deutschen Fußballländerkämpfe mit England und Spanien.

Schrifttum. Eickstedt, E. v., viele Einzelarbeiten über Indien im Anthropol. Anzeiger, in der Zeitschr. Morph. Anthrop., im Arch. Rass. Ges. Biol., im Anthropos, 1926 ff. — Fritsch, G., Ägyptische

Volkstypen der Jetztzeit, Kreidel, Wiesbaden 1904. — Keiter, F., Deutsche und Berber, Zeitschr. Morph. Anthrop., 1935. — Lebzelter, V., Anthropologische Untersuchungen an serbischen Zigeunern, Mitteil. Anthrop. Gesellsch. Wien. 1922.

D. Abgesprengte europäide Gruppen.

a) Eine ostasiatische Nachhut: Die Ainu. Viel Land ist schon vor Jahrtausenden der europäiden Menschheit oder ihren Vorstufen im östlichen Asien an die Mongolen verlorengegangen. Die „Gelbe Gefahr" ist nicht erst von heute. Asien war einstmals wohl ein vorwiegend europäider Kontinent (v. Eickstedt).

Abb. 17. Ainu (nach Montandon).

Ein Zeugnis dafür erblicken wir in dem Völkchen der Ainu, das heute nur noch auf den nördlichen japanischen Inseln lebt. Heute zählt man nur noch 70000 Ainu, im 11. Jahrhundert n. Chr aber hatten sie noch selbständige Fürstentümer. Vor einigen Jahrtausenden waren sie vielleicht die maßgebenden Herren in Japan. Das Schicksal der Ainu und ihr allmähliches Zurückweichen nach Norden

unter teilweiser Vermischung mit der ihnen überlegenen Rasse erinnert an das Verhältnis von Lappen und anderen nordischen Bevölkerungen in Skandinavien. Wie die aller vereinsamt dastehenden Rassenreste, so war auch die Zugehörigkeit der Ainu heftig umstritten. Heute sind die Dinge aber anscheinend geklärt.

Sehen wir uns die Ainu einmal an (Abb. 17). Zunächst fällt der sehr reichliche Bart- und Haarwuchs auf. Haar spielt im Schönheitsempfinden der Ainu eine so große Rolle, daß sich sogar die Frauen Bärte aufzutätowieren pflegen, während ihnen überall sonst auf der Erde jedes Härchen auf der Lippe peinlich ist. Die Augenspalten der Ainu sind auf den meisten Bildern eng, doch handelt es sich nicht um Mongolenaugen. Auch das horizontale Relief des Gesichts ist nicht mongolisch und ebensowenig die eigentümlich kleine, stumpfe und runde konkave Aimunase.

Nach alledem hat man an zweierlei zu denken, an die Australier und die Europäiden. Beides läßt sich sehr gut vereinen, da, wie schon erwähnt, ein direkter rassengeschichtlicher Weg von den Australiern zu den Europäiden führt. Wir haben in den Ainu die am meisten australierähnlichen und auf jeden Fall die *altertümlichsten aller lebenden europäiden Menschen* vor uns. Ein bekanntes ainuhaftes Gesicht ist das des russischen Dichters Tolstoi.

b) *Europäide Wikinger unserer Antipodenwelt: die Polynesier.* Ähnlich losgelöst vom Gesamtzusammenhang der europäiden Großrasse finden wir ihr zugehörige Menschen in der weiten Inselflur des Stillen Ozeans. Die Polynesier haben mit ihren Nachbarn, den Malaien, den ostasiatischen Mongolen und erst recht den negerhaften und primitiven Bewohnern der melanesischen Inseln rassisch nichts oder fast nichts zu tun. Ihr Gesicht

ähnelt am meisten dem südeuropäider Menschen. Trotz schön geschwungener weicher Linien wirkt es jedoch in der Regel derb. Manchmal erreicht es die Herbheit und Kühnheit nordischen Ausdrucks. Schon die ersten Europäer, die in die Südsee kamen, hielten die Polynesier für ihresgleichen, während sie sonst gern bereit waren, die neuentdeckten Fremdrassen für halbe oder ganze Tiere zu halten. Forster vergleicht die Polynesier mit homerischen Helden. Er findet sie wohlgestaltet und würdig, einem Phidias oder Praxiteles Modell zu stehen.

Wir haben das Rassenbild zu ergänzen. Der Wuchs ist hoch und der Kopf sehr kurzförmig (Index etwa 85). Die Farben sind wie bei den europäiden Indern.

Das sind die Wikinge der Südsee! Ihre Boote sind technische, ihre Fahrten heroische Leistungen, die denen der berühmten skandinavischen Wikinge nicht nachstehen. Nur solchen Menschen konnte die Inselwelt der Südsee sich öffnen. Für eine willenlose, halb tierhafte Verbreitung sind die Meeresweiten zu groß. Jede Neugewinnung einer Inselgruppe war eine Kolumbustat in Anbetracht des Standes der Technik, die z. B. keine Metallnägel kannte. Mit Stolz vermerken wir, daß auch diese hochgeartete Rasse unseres europäiden Blutes ist. Es fehlt übrigens auch in der Südsee nicht ganz an hellhäutigen und blonden Menschen. Wie überall in Asien stoßen wir auch hier auf die Frage nach einer ursprünglichen nordischen Rassenkomponente. Sicherlich werden in der tropischen Umwelt der polynesischen Inseln hellfarbige Individuen allmählich ausgemerzt, und so drängt sich die Annahme geradezu auf, daß die Polynesier ihre hellen Farben stärker verloren haben als andere dem nördlichen Europa entstammende Rassenmerkmale (Mühlmann).

Natürlich trafen die Polynesier auf den für die älteren

Rassen erreichbaren Inseln auch vielfach schon Vorbewohner an, von denen sie gewisse melanesische (ostnegride) Blutanteile übernommen haben. Und ebenso natürlich erklärbar aus der geographischen Lage sind Anteile von Malaienblut. Allein diese Erscheinungen betreffen nicht den rassischen Hauptkern des Polynesiertums.

Die Polynesier haben streng geschichtete Adelsgesellschaften aufgebaut, doch waren den Energien dieser hochbegabten Rasse auf den kleinen Inselchen allzu enge Schranken gezogen, und so bildeten sich vielfach rassenmörderische Einrichtungen und Gewohnheiten des Fortpflanzungslebens heraus. Die Ähnlichkeit mit dem Streben nach Kinderlosigkeit im individualistisch denkenden, anspruchsvollen, aber wirtschaftlich verelendeten Nachkriegseuropa hat Mühlmann sehr schön aufgezeigt.

Dieser freiwillige Rassenselbstmord ist jedoch nur die eine Seite der schlimmen Zukunftsaussichten für die Wikinge unserer Antipodenwelt. Die steigende mongolische Flut wird voraussichtlich auch ihre Inselchen überschwemmen. Man kann das schon aus Sullivans rassenpolitisch außerordentlich lehrreicher Darstellung der Um-

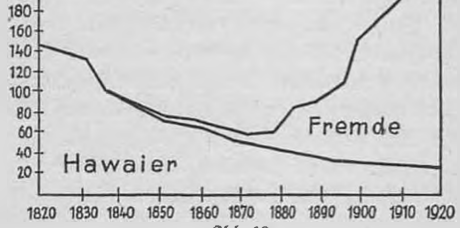


Abb 18

schichtung der hawaiischen Bevölkerung entnehmen, die bis 1920 reicht (Abb. 18).

c) Die halb europäiden, halb mongoliden Indianer. Alle indianischen Bewohner des amerikanischen Doppelkontinents von der Nord- bis zur Südspitze müssen wir uns ursprünglich im Zwischengebiet zwischen europäider und mongolider Großrasse, also etwa im heutigen Sibirien zu Hause denken (v. Eickstedt). Die dort heute noch lebenden Altsibirier sind den Indianern sehr ähnlich (vgl. S. 53).

Fraglich ist immer wieder gewesen, ob die Indianer eigentlich mehr Mongolen oder mehr Europäer sind. Die Frage ist unentscheidbar, weil es sich um eine aus dem Übergangsraum stammende Übergangsrasse handelt, die den einen und den anderen etwa gleich nah oder fern steht. Durch Mischung läßt sich die Mittelstellung nicht erklären, da z. B. die Jochbogenbildung mongolisch, die Augenbildung aber europäisch ist.

Hätten die Indianer irgendwelche grundsätzlich neuen Merkmale entwickelt, so würde man in ihnen wegen der Größe der Unterschiede vielleicht eine vierte Großrasse sehen müssen, was um so näher läge, als ihnen auch ein ganzer Doppelkontinent zugehört. Aber solche völlig indianereigenen Merkmale gibt es nicht. Auch die neuerdings von Aichel beschriebene „Indianerfalte" am Auge, eine Verlängerung des Lidrandes am inneren Lidwinkel, kommt wohl nicht so allgemein vor, um als solches Merkmal gelten zu können, und ebenso steht es um die Schaufelförmigkeit der Schneidezähne. Ein sehr interessantes Ergebnis zur Rassenkunde der Indianer ist ferner die Verteilung der sogenannten „Blutgruppen" 0, A, B und AB. Aus Gründen der Raumersparnis wurden die vier Blut-

arten, die sich innerhalb jeder Rasse der heutigen Menschheit finden, noch nicht erwähnt. Unter den Indianern findet sich die Blutart O nun stärker gehäuft als irgendeine andere Blutart in irgendeiner anderen Rasse. Ein gemeinsames Indianermerkmal geradezu kann man in der Derbheit des Gesichtes sehen (Abb. 19), woran die grobe Jochbogengegend und das oft sehr breite, horizontal abschneidende Kinn am meisten beteiligt sind. Das Indianergesicht ist aber keineswegs mongolisch flach, schon weil die Nase gewöhnlich sehr kräftig daraus hervorragt. Zudem sind die Jochbogen bei aller Massigkeit doch nicht so weit nach vorn gezogen wie bei den charakteristischen Mongolengesichtern.

Abb. 19. Derber europäider Siouxindianer (nach Gusinde).

Die durch die erwähnten Verhältnisse bedingte Derbheit des Gesichts ist oft das einzige Merkmal, an dem man Europäer und Indianer unterscheiden kann. In Nordamerika gibt es Indianer, die man, abgesehen von den Farbmerkmalen, leicht für Nordeuropäer halten kann, doch denkt man dabei immer mehr an den wuchtig breiten (fälischen) nordeuropäischen Schlag. Südlichere Indianer würden ähnlich oft für dinarische oder mittelländische Menschen gelten können, wenn sich nicht auch an ihnen bei dunklerer Farbe die indianische Derbheit ausspräche.

Die Indianer verhalten sich auch insofern wie die anderen Großrassen, als sie eine größere Anzahl wohlgekennzeichneter Unterrassen entwickelt haben. Man kann vermuten, daß es dazu in jeder Rasse kommt, die genügend lange ein hinreichend ungleichartiges Landgebiet besiedelt. Bevölkerungsverschiedenes Auftreten von Erb-

änderungen (Mutationen) und verschieden gerichtete Auslese müssen zur Entstehung von Unterrassen führen.

An Ungleichartigkeit fehlt es nun im Landgebiet der Indianer wahrhaftig nicht. Es zieht sich vom Eise der Arktis bis zu dem der Antarktis durch alle Klimazonen und umfaßt Seeküsten, Hochgebirge, Wälder, Steppen und Dschungel. Die indianischen Unterrassen dürften sich zum größeren Teil wohl erst in Amerika gebildet haben. Die Besiedlung des ungeheuren Gebietes durch die wahrscheinlich wenig zahlreichen und auch nicht übermäßig bewegungslustigen Menschen der europäid-mongoliden Übergangszone hat aber zum mindesten viele Jahrtausende gedauert, und deshalb liegt auf der Hand, daß auch rassisch verschiedene Schichten daran beteiligt waren.

Vor allem kann man damit rechnen, daß Menschen der australiden Schicht (S. 20), die einmal dort, wo wir die Indianer herleiten, in Asien gelebt haben mögen, den gleichen Weg über die Behringstraße schon vor den Indianern gegangen sind. Derartige Reste finden wir vor allem in Brasilien. Erstaunlich könnte allerdings erscheinen, daß so altertümliche Menschengruppen so riesige Räume zu überwinden vermochten, aber man muß sich vergegenwärtigen, daß der Weg von der Behringstraße bis nach Brasilien etwa 20000 km lang ist. Wenn die schweifenden Wildbeuterhorden, um die es sich offenbar bei diesen australiden Menschen handelte, täglich nur durchschnittlich 2 km weiter in das vor ihnen liegende menschenlose Gebiet vorgedrungen wären, so hätten sie schon in 10000 Tagen, d. h. in etwa 30 Jahren, Brasilien erreicht. Für dieses Vordringen standen aber nicht nur 30 Jahre, sondern zumindest Tausende von Jahren zur Verfügung! Ein Beispiel, das uns lehren kann, wie wenig

die rein geographische Entfernung die Verbreitung der Menschen zu hindern vermag.

Die Unterrassen der Indianer selbst unterscheiden sich durch die Körpergröße, durch Lang- und Kurzköpfigkeit, durch Einzelheiten des Gesichts, durch die Hautfarbe und manchmal auch durch die Haarform. Indianerhaar ist im allgemeinen straff, zeigt aber manchenorts europäische Welligkeit.

Wir greifen nur einzelne besonders interessante Formen heraus. Die Indianer jener Teile Nordamerikas, die dem nordalpinen Europa landschaftlich und klimatisch gleichen, sehen auch am meisten europäerähnlich aus. Man hat geradezu angenommen, daß sie zum Teil Wikingerabkömmlinge seien, oder von einer großen atlantischen Urrasse gesprochen, die Nordeuropa und Nordamerika gemeinsam umfassen sollte. Die Indianer sind aber nur ganz selten blond. Ihr Gesicht ist immer in der geschilderten Weise rassencharakteristisch. Die Zusammenhänge mit Nordeuropa verlaufen nicht über Grönland, Island und Skandinavien, sondern in der anderen Richtung: über Sibirien und Osteuropa. So waren die Indianer unserer Jungenträume tatsächlich Rassenverwandte der ihnen entgegentretenden nordisch bestimmten Europäer. In Winnetou und Old Shatterhand schlossen schließlich doch Menschen der gleichen Großrasse einen Freundschaftsbund.

Diese Indianer waren ursprünglich nicht die kühnen Reiter der Prärie, sondern Bodenbauer, die den weiten Grasflächen geradezu auswichen. Das uns vertraute Indianerleben ist erst dadurch entstanden, daß die Europäer die Ackerbauflächen für sich in Besitz nahmen und die Indianer in die Prärien drängten. Da diese aber von ihren Verdrängern wenigstens das Pferd und später auch

die Büchse aufnahmen, waren sie für das neue Jägerleben so wohlgerüstet, wie uns die Indianergeschichten erzählten.

Im westlichsten Nordamerika, an der pazifischen Küste sitzen gleichfalls recht europäerähnliche Indianer, die jedoch stark kurzköpfig sind. Auch in Amerika finden sich die Kurzkopfrassen merkwürdigerweise vorwiegend im Gebirge. Die Nordwestindianer haben eine sehr hochstehende Fischerkultur entwickelt. Besonders altertümliche, langköpfige Indianer waren in Kalifornien zu Hause.

Rassenpolitisch gesehen werden die Indianer der Zahl nach nie mehr etwas gegenüber den europäischen und negerischen Eindringlingen bedeuten können. Noch aber haben sie etwa 150000 Geviertkilometer an ihnen zugesprochenen Reservationen in der Hand, also fast ein Drittel der Fläche des Deutschen Reiches und ihre Zahl nimmt nicht mehr ab, sondern sogar wieder stark zu. Noch ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß sich ein durch die Feuerprobe der europäischen Zivilisation gegangenes überlieferungsbewußtes indianisches Volksleben herausbildet. Dies ist sogar um so eher möglich, als das Indianertum für die weißen Nordamerikaner immer mehr eine etwas sentimental gefärbte mythische Bedeutung bekommt. Man schätzt es z. B., irgendeinen indianischen Vorfahren aus der Urbewohnerschaft des Landes zu haben.

Wichtiger, auch der Zahl nach, sind die Indianer Mittelamerikas. Sie sind sehr kurzköpfig und erinnern an dinarische und mediterrane Europäer. Auch kulturelle Befähigung haben die Vorfahren dieser Indianer vielfach bewiesen, so in der Pueblokultur in den großen Reichen und in der Hochkultur der Maya. Aus der neueren Entwicklung dieser Staaten, insbesondere Mexikos, sind die Indianer nicht so einfach wegzudenken wie aus der Geschichte der USA. im letzten Jahrhundert. Es

scheint dort im Gegenteil ein gewisser Ausgleich indianischer und europäider, vor allem südeuropäider Rasse erreicht zu sein. Mexiko verkündet ein geradezu nationalsozialistisches Programm im Namen dieses einheimischen Volks- und (Misch-) Rassentums.

Die Indianer der südamerikanischen Anden sind in ihren Zügen wohl wieder derber als die Mittelamerikaner, ähneln ihnen aber z. B. in der Kurzköpfigkeit. Allerdings ist Peru auch das Hauptland der künstlichen

Abb. 20. Künstliche Schädelverbildung im alten Peru. Die Verbildung hängt von der Rassenform mit ab. (Nach Aichel.)

Verbildung der Kopfform durch Binden, Hauben und Wiegen (Abb. 20). Die heutigen Andenindianer wohnen auf dem Boden der erstaunlich großzügig organisierten Inkakultur, die ebenso wie die Mayakultur der Mittelamerikaner von den spanischen Eroberern im 16. Jahrhundert gewaltsam zerstört wurde. Natürlich darf man nicht ohne weiteres annehmen, daß die damaligen Kulturträger noch durch die heutigen Indianer dieser Länder dargestellt werden, obwohl die Ähnlichkeit der Gesichtszüge von damals und heute überraschend wirkt, wenn man die Porträtkunst des Inkareiches (vor allem eigentümliche Gefäße, die Köpfe darstellen) als Quelle heranzieht. Aber die äußeren Züge einer Rasse können noch

lange erhalten bleiben, wenn ihre seelisch kräftigen und begabten Erbstämme längst ausgemerzt sind.

Steigen wir von den Anden in die Niederungen der tropischen Urwälder Südamerikas, so finden wir ein weites Reich von Indianerkulturen, die zum Teil von den Europäern noch kaum angetastet sind. Es sind nicht gerade Hochkulturen, aber die Anpassung an den Lebensraum ist so vollkommen, daß man das erstaunliche Festhalten dieser Völker an ihrem überkommenen Gut durchaus versteht.

Die Haut der Tropenindianer ist etwa erdfarben. Die Gesichter haben die gleiche Joch- und Kinnbildung wie weiter im Norden und wirken ebenfalls zum Teil europäerhaft (T. II, Abb. 5). Die Nase ist stark entwickelt, jedoch uneuropäisch breit in der Flügelgegend. Das Kinn weicht besonders stark zurück. Die persönliche Mannigfaltigkeit in körperlicher und in seelischer Hinsicht ist immer aufgefallen (Koch-Grünberg). Ebenso zeigen sich überall starke lokale Besonderheiten.

Bei der Berührung und im Wettkampf mit Europäern hat sich die Anpassungsfähigkeit der Tropenindianer bis heute nicht als besonders groß erwiesen. Ist ihre angestammte Kultur einmal zerbrochen, so geraten sie nach allen Schilderungen in ein sehr kümmerliches Dasein und stehen gesellschaftlich kaum besser da als die in diesen Ländern ebenfalls reichlich vorhandenen Negersklaven, nur sind die Indianer nicht ganz so träge. Sie führen z. B. die kommunistischen Unruhen der Farbigen.

Vielleicht beruht der Unterschied in der vermutlichen Kulturfähigkeit gegenüber den nördlicheren Indianern darauf, daß die eigentliche Durchdringung und Aufschließung des Landes durch die Europäer in den Tropen weniger weit zurückliegt als z. B. in Mexiko. Die

geistige Leistungsfähigkeit der Tropenindianer wird aber auch im ungestörten Kulturverband von einem Teil der Autoren (z. B. Teßmann) als außerordentlich gering geschätzt, ja noch unter die der Neger gestellt.

Die Indianer der Pampas, der argentinischen Steppen, sind im Gegensatz sowohl zu den Gebirgs- wie zu den Urwaldindianern Südamerikas sehr großwüchsig. Den Spaniern erschienen sie als Riesengestalten, doch wird ihre Durchschnittsgröße von 174 cm beim Mann in Amerika z. B. von den Sioux fast erreicht, und erst recht ist sie für das heutige Europa nichts Außergewöhnliches. Die nach Süden anschließenden Feuerlandindianer sind freilich etwa 20 cm kleiner, was einen scharfen Gegensatz ergibt.

Die Feuerländer haben in der letzten Zeit besonders völkerkundlich sehr interessiert (z. B. Gusinde). Uns gelten sie als wenig zahlreiche Gruppe von geringer Zukunftskraft, fesseln aber unsere rassenkundliche Aufmerksamkeit, vor allem durch das Auftauchen von Merkmalen der australiden Schicht (vgl. S. 18ff.). Es sind Feuerlandschädel beschrieben worden, die von Australierschädeln kaum zu unterscheiden sind. Die Gesichtszüge gleichen aber vorwiegend denen anderer grober Indianerformen.

Schrifttum. Aichel, O., Ergebnisse einer Forschungsreise nach Chile—Bolivien, Zeitschr. Morph. Anthrop., 1932 (u. a. künstliche Schädelverbildung). — Gusinde, M. und Lebzelter, V., Die Somatologie der Feuerlandindianer, Akad. Wiss. Wien, Akad. Anzeiger 1932. — Haushofer, K., Der Stand der Bevölkerungsdynamik im indopazifischen Raum, Zeitschr. Rassenk. 1935. — Hrdlicka, H., The Origin and Antiquity of the American Indian, Ann. Rep. Smiths. Inst. 1925. — Kelter, F., Das indianische Gesicht, Zeitschr. Morph. Anthrop. 1936. — Koch-Grünberg, Th., Indianertypen aus dem Amazonasgebiet, 7 Bände, Berlin 1908—11. — Krieg, H., Die Biologie und Soziologie der Mischlingsbevölkerung von Paraguay, Zeitschr. Rassenk. 1936. — Montandon, G., Au pays des Ainou, Masson, Paris 1928. — Mühlmann, W. E., Zur Frage der arischen

Herkunft der Polynesier, Zeitschr. Rassenk. 1935. — Oetteking, B., Über die geschichtliche Entwicklung der indianischen Volksdichte, Zeitschr. Rassenk. 1936. — Shapiro, H. L., The Physical Characters of the Society Islanders, Memoirs of the P. Bishop Museum, Honolulu 1930. — Teßmann, G., Menschen ohne Gott, Friedrichsen, Hamburg 1928.

2. Aus der europäiden Rassengeschichte

Wir sind noch nicht so weit, eine in sich zusammenhängende wissenschaftliche Rassengeschichte schreiben zu können, und werden infolge der Dürftigkeit der Quellen auf diesem Gebiet wohl immer vielfach auf bloße Vermutungen angewiesen bleiben. Wie schwierig ist schon die Erkenntnis der Gegenwart! Immerhin seien hier einige Ausschnitte aus der europäiden Rassengeschichte mitgeteilt, so ausgewählt, daß sie wichtige lebensgesetzliche Einsichten vermitteln können.

Die Rassengeschichte rechnet nicht mit Jahren, sondern mit Generationen. Ein Jahrtausend sind rund 30 menschliche Geschlechterfolgen, es bedeutet also rassengeschichtlich ebensoviel wie einige Jahre in der Rassengeschichte eines Insekts, das alle paar Wochen eine neue Geschlechterfolge hat, oder ein Tag im Leben eines Bakteriums, das alle halbe Stunden seine Vermehrung erlebt. Die rassengeschichtlich wichtigen Entscheidungen über Bestand oder Untergang von Erbanlagen fallen in jeder Generation nur einmal, und darum kann das Bakterium in einem Tage, das Insekt in einigen Jahren ebenso stark umgezüchtet sein wie der Mensch erst in einem Jahrtausend.

A. Die Erben des Neandertalers in Europa. Wir haben dargestellt, daß der Neandertalmensch während der letzten Eiszeit aus Europa verschwand und daß in die von ihm besiedelten Gebiete Vertreter des Jetztmenschen einrückten, die kulturell und rassisch völlig von

ihm verschieden waren. Es handelt sich um die Jägerrassen der mittleren Steinzeit (Miolithikum), die von der letzten Eiszeit bis gegen 6000 v. Chr. dauerte, also auf einige Jahrzehntausende zu schätzen ist. Alle diese Rassen haben sehr große Schädellänge und Schmalköpfigkeit gemeinsam, ihre Gesichtszüge sind altertümlich europäid. Sie variieren in drei Richtungen (Abb. 21, 22):

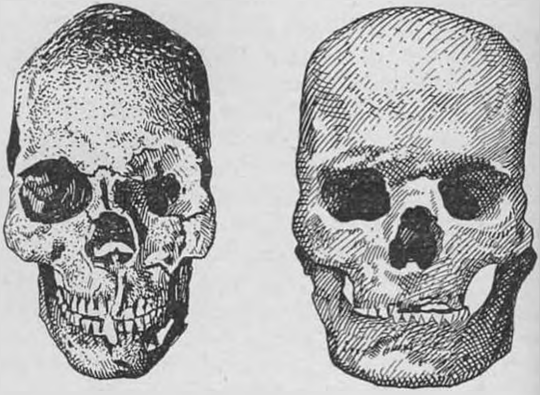


Abb. 21. Schmal und breit in der europäischen Mittelsteinzeit: Brünn III und Barma-Grande II

1. Sehr schmale Schädel kennzeichnen die Brünn-, die Aurignac- und die Chanceladeform.

2. Schädel mit größerer Breitenentwicklung, besonders im Gesicht, rechnen zur Cro-Magnon-Form. In den typischen Fällen sind die Umrisse eckig, das Gesicht und besonders die Augenhöhlen sind niedrig. Aus den zugehörigen Skeletteilen, z. B. der Bevölkerung dieser Rasse, die an der französischen Riviera gelebt hat, kann man einen männlichen Durchschnittswuchs von 180 cm errechnen. Es

waren also Riesengestalten, die an Größe sogar die heutigen Skandinavier übertrafen.

3. Gleichfalls schmale Schädel, aber von einer Massigkeit der Knochen, die insbesondere die Überaugenbogengegend neandertalähnlich erscheinen läßt, fand man in Mähren (Rasse von Předmost). Diese Formen lebten keineswegs reinlich getrennt, und allenthalben gab es viele untypische Individuen. Sie können aber wohl als

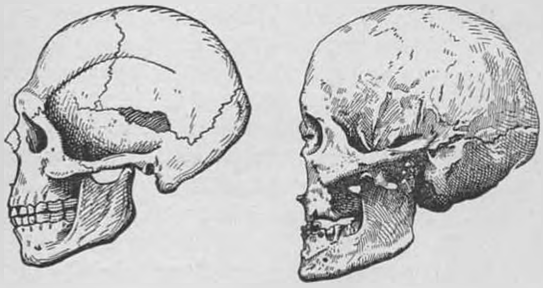


Abb. 22. Neandertalnachklänge und Vorformen der nordischen Rasse in der europäischen Mittelsteinzeit: die Schädel von Předmost u. Chancelade.

landschaftlich gebundene Unterrassen gelten, in ähnlichem Sinne, wie wir im heutigen Europa Unterrassen unterschieden haben.

Besonders wichtig ist, daß diese ältesten zur Jetztmenschheit rechnenden Europäer zum Teil in ihren Schädeln einerseits von der nordischen, andererseits von der mittelländischen Rasse kaum zu unterscheiden sind. Mindestens die Brünn- und die Cro-Magnon-Formen können ohne weiteres als unmittelbare Vorfahren der langköpfigen Europäer von heute gelten.

Wann die Blondheit entstand, läßt sich an Schädel-

funden natürlich nicht ablesen. Sie kann aber durchaus schon im nördlichen Flügel dieser mittelsteinzeitlichen Jägerrassen aufgetreten sein. Man kann also feststellen, daß ein großer Teil der Rassenelemente des heutigen Europa in diesem Erdteil heimisch war, seitdem er von Jetztmenschen den Neandertalern abgejagt worden ist. Hypothetische Einwanderungen aus dem Osten sind für das Verständnis der europäischen Rassengeschichte kaum erforderlich.

B. Die ersten Kurzköpfe. Alle mittelsteinzeitlichen Jägerrassen sind langköpfig wie alle anderen älteren Menschengruppen. Gegen Ende des Miolithikums treten dann im mittleren Europa (Alpengebiet, Frankreich, Belgien, Schleswig-Holstein) kurzförmige Schädel auf, zeitlich die ältesten Kurzköpfe, die wir vom Menschen kennen. Die Frage, wie diese neue Kopfform entstand, betrifft daher nicht nur Alteuropa, sondern die ganze Menschheit.

Schwankung zwischen Kurz- und Langköpfigkeit kommt vielfach bei der Rassenbildung der Affen vor, und zwar scheint Kurzköpfigkeit ebenso wie beim Menschen die jüngere Form zu sein. In der heutigen Menschheit haben wir Kurz- und Langköpfe in jeder der drei Großrassen, und wir möchten die Abwandlung der Schädelform daher für einen Vorgang halten, der, als im Zuge der stammesgeschichtlichen Entwicklung liegend, mehrfach parallel und in jeder Großrasse für sich stattgefunden hat. Vielleicht bringen schon die nächsten Jahre außereuropäische Funde, die diese Frage klären helfen.

In der jüngeren Steinzeit ist ein großer Teil der europäischen Bevölkerungen mit Kurzköpfen durchsetzt (vgl. Karte 16). Am einfachsten erklären sich solche Veränderungen des Rassenbildes natürlich durch Einwanderungen

von außen, aber dazu müssen wir vor allem eindeutig feststellen, daß die ersten europäischen Kurzköpfe kein Kennzeichen haben, das sie aus dem europäiden Rassenkreis hinausverwiese. Sie sind weder mongolid noch negrid und danach sicher im Bereiche des europäiden Rassenkreises entstanden. Fraglich kann nur sein, ob das in Europa selbst der Fall war, also dort, wo sie gefunden wurden, oder weiter im Osten, vielleicht im nördlichen Rußland. Ein Teil dieser ältesten europäischen Kurzköpfe ist breitgesichtig und breitnasig und läßt sich auch sonst mit den Schädeln heutiger Lappen sehr gut vergleichen. Das spricht für die Annahme H. F. K. Günthers, der in den ältesten Kurzköpfen Vertreter einer besonderen europäiden Unterrasse, der „ostischen Rasse" sieht. Andere Fundstücke haben, wie erwähnt, ein flaches Hinterhaupt und wirken, um eine heutige Rassenbezeichnung zu gebrauchen, „dinarisch".

C. Völkerwanderungen. Neben der stillen und allmählichen Verbreitung spielt in der Rassengeschichte der „Völkersturm" eine wesentliche Rolle. Aus der Ferne betrachtet, sehen solche weite Räume überspannende Wanderungen wie triebhafte Naturereignisse aus, in der Nähe erkennt man sie aber als organisatorische Großtaten, als kühne Willensleistungen in sich geordneter Menschengruppen.

Welches ist die rassengeschichtliche Wirkung solcher Wanderungen? Das hängt davon ab, ob es sich um Besiedlung leerer Räume oder um Eindringen in ein Land handelt, das schon dicht von Menschenmassen, von einem „Menschendickicht" besetzt ist. Wenn den naturgemäß an Zahl beschränkten Wanderscharen zahlenmäßig gleiche oder geringere Menschenmengen gegenüberstehen, so kann ein Erdteil ein neues Gesicht bekommen, wie das Beispiel

Amerikas zeigt. An schon annähernd bis zur Möglichkeitsgrenze besiedelten Ländern bricht sich aber die Wandererwelle und ergibt nur einen rassenmäßig besonderen Stand. Es ist dies typischerweise einer der extremen Stände. Die Einwanderer beginnen entweder als Diener aller anderen auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter, oder sie setzen sich gleich als Herren an die Spitze der Gesellschaftspyramide. Die Einwandererschicht erweist sich in solchen Fällen als dünn im Vergleich zur Gesamtbevölkerung eines vollbesiedelten Landes. Die Geschichte lehrt, daß die Urbevölkerung die Einwanderer in rassengeschichtlich kurzer Zeit immer wieder aufgezehrt hat, gleichgültig ob diese sich als Diener oder als Herren einführten.

Vor allem zeigen bäuerliche Völker eine solche Widerstandskraft, und man sagt schwerlich zuviel, wenn man behauptet, daß Länder mit gesundem Bauerntum auf die Dauer praktisch uneroberbar sind, außer man denkt an planmäßige Ausrottung, wie sie selbst bei sehr barbarischer Kriegsführung nicht vorliegt. Darin besteht die große rassengeschichtliche Bedeutung des Ackerbaus. Wo dieser blüht, spielt nicht die Beeinflussung von außen, sondern die innere Umzüchtung rassengeschichtlich die Hauptrolle.

Die rassischen Träger der Völkerwanderungen. Wanderscharen sind innerhalb ihres Gesamtvolkes Auslesegruppen, zumindest solange sie im Vergleich zu diesem wenig zahlreich sind. Davon wollen wir aber nicht reden, sondern einmal die von der Geschichte berichteten großen Wanderungen ihrer völkischen Herkunft nach aufzählen. Von den an sich dunklen Wanderungen der südostasiatischen Völker europäider Rasse kennen wir vor allem die glänzenden Seefahrten bei der ersten Besiedlung der Südsee durch die Polynesier.

Aus Innerasien kamen die Stürme der Hunnen und Awaren, die mit der germanischen Völkerwanderung verflochten sind. Wenn auch die Schädel, die man von diesen Völkern kennt, zum Teil ein mongolisch flaches Gesicht haben (Geyer), so besagt das doch nicht, daß es sich hauptsächlich um echte Mongolen gehandelt hat. Es sind Menschen aus den Steppen des europäid-mongoliden Übergangsgürtels in Innerasien, deren Vorstöße eher eine jüngere westliche Entsprechung zu den nach Osten, nach Amerika gerichteten Zügen aus diesem Gebiete (Indianer!) darstellen. In Etzels Heer waren bekanntlich außerdem zahlreiche germanische Vasallen. Die Anführer tragen zum Teil nordische Rassenzüge (H. F. K. Günther). Die späteren Völkerstürme aus Innerasien, die Mongolenstürme und die Wanderungen der Türken in den vorderen Orient seit 800 n. Chr., sind rassenkundlich ähnlich zu beurteilen.

Ein weiteres Ursprungsgebiet großer organisierter Wanderungen sind die Steppen und Wüsten Syriens und Arabiens. Die Hamiten, die Afrika bis in den südlichsten Zipfel hinein beeinflußt haben, waren kulturell Rinderzüchter. Aus Großviehhirten werden leicht Hirten der Völker (Thurnwald), da die Pflege, Bändigung und Nutzung großer Massen lebender Wesen dem Hirten und dem politischen Anführer gemeinsam ist. Rassisch läßt sich, wie schon erörtert, ein europäider Kern bei den staatenbildenden Hamiten nirgends verkennen (vgl. S. 41).

Die Araber, die in ungeheuer raschem Fluge den Islam einerseits durch Nordafrika bis nach Frankreich und andrerseits durch Persien bis nach Innerasien und Indien trugen, waren natürlich durchaus europäide (vorwiegend orientalide) Menschen.

Damit kommen wir zu den weitreichenden und lang-

dauernden Wanderungen und Völkerwellen aus dem nördlichen Europa, deren Menschenkern rassisch nordisch und völkisch indogermanisch oder germanisch war. Wieder ist ein landschaftlich karges Gebiet das „Unruhezentrum" (v. Eickstedt). Aber es handelt sich, und das ist einzigartig in der Weltgeschichte, nicht um wandernde Hirten, sondern um Bauern. Diese indogermanischen und germanischen Bauern mußten keineswegs wandern. Denn noch gab es in Nordeuropa viel Wald, der erst im hohen Mittelalter zu Ackerland umgewandelt wurde. Sie neigten aber mehr zur organisierten Großtat als zur emsigen Rodung. Das Schlußergebnis dieser Wanderungen sollte jedoch nichts anderes sein als ein germanischer Bauernstaat auf neuer Erde.

Die Indogermanen und Germanen schoben sich in den letzten vorchristlichen Jahrtausenden von einem im südlichen Skandinavien, im norddeutschen Flachland und im mitteldeutschen Gebirge liegenden Ausbreitungszentrum immer weiter nach Süden und Osten. Das Donaubecken und das südliche Rußland wurden zu sekundären Mittelpunkten ihrer Verbreitung. Natürlich veränderte sich dabei die Rassenzusammensetzung, aber der nordische Kern blieb. Von diesen Hauptgebieten gingen die Vorstöße aus. Nach Turfan kamen die Tocharer, nach Indien die Arier, nach Persien die blonden Menschen, die das älteste „Weltreich" aufrichteten (Iranier). Kleinasien sah viele Reiche nordischer Bauernherren (Hettiter, Lyder, Phryger). Von den vielen Stößen ins Mittelmeergebiet sind für uns vor allem jene bemerkenswert, welche die „klassischen Völker", die Griechen und Römer rassisch stark beeinflußten. Nach Westen drangen die Kelten. Ins Mittelmeer wandte sich auch jene germanische Völkerwanderung, die das morsche Römerreich stürzte,

noch vor kurzer Zeit die einzige Völkerwanderung, von der in der Schule die Rede war. Für das Schicksal der Germanen auf Südboden wollen wir ein eigenes Beispiel bringen (Spanien).

Überblickt man die zusammengestellten Geschichtstatsachen, so zeigt sich die Völkerwanderung in großer Organisation als eine Eigentümlichkeit zumindest vorwiegend der europäiden Großrasse. Wanderscharen, die nicht nur rauben und herrschen, sondern auf neuem Land eine Bauern- und Herrenschicht und gleichzeitig eine umfassende hohe Kultur aufrichten wollten, hat ebenso vorwiegend das nördliche Europa ausgesandt.

D. Germanen auf Südboden — das Beispiel Spaniens. Für die uns ganz besonders angehende gleichzeitig glänzende und tragische Erscheinung der Germanenreiche im Mittelmeergebiet sei das Beispiel Spaniens herangezogen, zumal in diesem Lande vielleicht das an Mitspielern reichste rassengeschichtliche Drama abgerollt ist, das Europa je gesehen hat.

Die iberische Urbevölkerung stand sprachlich und wohl auch rassisch in naher Beziehung zu den Berbern Nordafrikas — nicht anders, als wie auch landschaftlich die Pyrenäenhalbinsel mehr ein Teil Nordafrikas als ein Glied Europas ist. Phönizier und Karthager, aus dem östlichen Mittelmeer stammende Handelsvölker, ihrer Rassenzusammensetzung nach wohl orientalid und vorderasiatisch bestimmt, gründeten an der Südküste zahlreiche Kolonien, doch kann ihr Einfluß auf die Gesamtbevölkerung Spaniens nicht allzu groß gewesen sein. Dafür ist das Zahlenverhältnis maßgebend, und die Iberer sind nach Zählungen aus der Römerzeit immerhin auf Millionen zu schätzen (Schulten). Sie bildeten also schon ein

„Menschendickicht", in dem sich fremde Einflüsse verlieren mußten, ohne viel Wirkung zu tun.

Karthager und Phönizier wurden durch die Römer ersetzt, deren längerdauernder Einfluß auch rassisch etwas höher anzusetzen ist, zumal sie auch tiefer ins Land drangen. Hispanien blieb eine blühende Provinz, während das Kernland der Römer in den Jahrhunderten der Kaiserzeit von 22 auf 2 Millionen Menschen zusammenschrumpfte.

Dieser Unterschied muß sich auch im Schicksal der Germanenreiche ausdrücken, die Rom auch in Spanien beerbten. Kamen die Germanen in Italien in ein menschenleeres Land, dessen Äcker geradezu nach neuen Bauern schrien, so konnten sie in Spanien nur eine das Land ohnedies erfüllende Bevölkerung beherrschen, so wie es die Römer getan. Zudem gibt es in Spanien kein dem mitteleuropäischen ähnliches Bauernland, während in Italien Ackerlandschaften vorkommen, die ebenso aussehen wie die deutschen.

Die Germanen waren für die mehr entwickelte Kultur des Südens sehr aufnahmewillig, ja scheinen eine Ehre darin gesehen zu haben, sich mit den einheimischen Adligen zu verschmelzen. Kirche und Konzile taten zu diesem Ausgleich das ihrige und die so entstandene Herrenschicht war also halb germanisch, halb romanisch. Sie hat sich im 5. Jahrhundert gebildet und war die Trägerin der spanischen Geschichte, solange Spanien groß war. Man mißverstünde den spanischen Volkscharakter, sähe man in ihm nicht die glühende, herbe, halbafrikanische Seele des romanisierten Berbers, und man verstünde die weltgeschichtliche Kraft dieses Spanien nicht ohne die reichtragende germanische Festigkeit.

Mit dem Einfall der Mauren (711) kam eine Herrenschicht nach Spanien, die nur um einen Hauch afrikanischer und orientalider war als die Iberer selbst. Sie war an Zahl so schwach, daß sie rassisch keinen großen Einfluß ausüben konnte. Ursprünglich landeten bei Gibraltar nur 7000 Krieger. Die Bedeutung der Mauren aber lag darin, daß die Iberer mit Hilfe dieser Rasseverwandten den germanisch bestimmten Adel fast abgeschüttelt hätten und so zu der politischen Selbstverwaltung aufgestiegen wären, die sie aus sich heraus merkwürdigerweise auch nach dem Verschwinden der Römer nicht hatten erreichen können.

Der germanisch-romanische Adel, zusammengehalten durch den Christenglauben, hatte die ganze Halbinsel bald bis auf einen kleinen Rest im Norden verloren. Wie aber von Asturien und Leon aus in acht Jahrhunderten Spanien neuerdings für Europa gewonnen wurde, das ist eines der größten und schicksalsreichsten Heldenlieder der Geschichte.

Als die Reconquista (die Wiedergewinnung des an die Mauren verlorenen Bodens) beendet war und sich die Kräfte vom Feinde lösten, hielten sie nicht erschöpft inne, sondern strömten aufs Meer hinaus. Das „Zeitalter der Entdeckungen" begann. Die gleiche Menschenschicht gewann sich ein Reich aus sämtlichen überseeischen Ländern. Die Jahrhunderte des stolzen und großen Spanien hoben an.

Dieser äußere Glanz war aber rassenbiologisch verhängnisvoll. Das edle Spanien verschwendete sich gleichzeitig an die diesseitige und an die jenseitige Welt. An die diesseitige, indem es seine jüngeren Söhne aus dem Besitz jagte und als Hidalgos in Abenteuer oder Verkommenheit trieb; und ferner durch das viele Blut, das bei den Kämpfen in fünf Erdteilen floß. An die jenseitige durch fanatische Aszese, Kirchendienst und Klöster.

So mag der Geschichtsschreiber den Untergang des Spanischen Reiches an der Schwelle des 18. Jahrhunderts durch dies oder durch jenes begründet finden, der Rassenbiologe sieht vor allem das eine, daß das große Spanien nicht früher und nicht später starb als die es bestimmende Menschenschicht mit dem germanischen Blutanteil.

Der Historiker lehrt wohl, daß das deutschbestimmte Habsburgergeschlecht in Spanien ausstarb und durch die Bourbonen ersetzt werden mußte. Aber er übersieht zumeist die viel wichtigere Tatsache, daß dies das typische Schicksal aller spanischen Adelsfamilien war.

Das Rassenschicksal Frankreichs ist dem Spaniens ähnlich. 1789 bedeutet für Frankreich ungefähr das gleiche wie der Ausbruch des Erbfolgekrieges (1701) für Spanien. In Italien verschoben sich die Verhältnisse insofern stärker, als es germanisches Bauerntum besaß und keine politisch geeinte Macht war. So viel kann man aber in aller Kürze noch sagen, daß das künstlerisch und neuerdings auch das politisch große Italien in den nördlicheren Landschaften wurzelt, deren Rassenzusammensetzung sich von mitteleuropäischen, z. B. süddeutschen Verhältnissen weniger unterscheidet als man gewöhnlich glaubt. Der ausgesprochene mittelländische Süden Italiens ist seit langem durch seine Unfruchtbarkeit in kultureller und politischer Hinsicht bekannt. Auch Rom hat keinen einzigen seiner großen Künstler selbst hervorgebracht.

Schrifttum. Ballesteros y Beretta, Historia de Espana. 6 Bände. 1919—31. — Gieseler, W., zit. S. 14, 1936. — Günther, H. F. K., zit. S. 118, 1934. — Reibmayr, A., Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies. Lehmann, München 1907. — Saller, K., Die Cro-Magnon-Rasse und ihre Stellung zu anderen jungpalaeolithischen Langschädelrassen. Zeitschr. indukt. Abstamm. Vererb. 1925. — Scheidt, W., Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa. Lehmann, München 1924. — Schulten, A., Hispania romana. Barcelona 1920. — Thurnwald, R., zit. S. 37. 1931 ff.

3. Das deutsche Volk

Wir haben die deutlich zu kennzeichnenden Unterrassen der europäiden Großrasse an uns vorüberziehen lassen und dabei zweierlei gelernt. Erstens ist das deutsche Sprachgebiet, im großen Zusammenhang gesehen, doch ein recht kleines Stück Erde. Es ist gar nicht zu erwarten, daß die Stämme, welche sich in dieses Gebiet teilen, allzu rassenverschieden sind. Wenn ihnen der Blick über die Außenwelt nicht abhanden kommt, haben deutsche Menschen allen Grund, sich als Einheit zu fühlen. Mit der Rassenceinheit eines Volkes ist es wie mit der Familienähnlichkeit. Stellen wir uns einmal eine Familie vor, die für sich allein auf einer einsamen Insel sitzt. Ihre Glieder würden natürlich nur ihre Verschiedenheit sehen. Erst wenn sie in den Kreis anderer Menschen treten, vermögen sie zu erkennen, daß sie ihren Familiengenossen viel mehr ähneln als beliebigen anderen Menschen. So sieht auch ein Volk mit engem Blick vorwiegend seine Verschiedengestaltigkeit, bei weitem Blick aber vorwiegend seine besondere Einheit.

Zweitens ist Deutschland rassenkundlich wie in jeder anderen Hinsicht ein Land der Mitte, und es ist deshalb auch wieder von vornherein zu erwarten, daß Anklänge und Blutanteile verschiedener der genannten Unterrassen in der rassischen Zusammensetzung unseres Volkes eine Rolle spielen.

Wir wollen auch für das deutsche Volk zuerst die heutigen Verhältnisse der körperlichen Rassenmerkmale darstellen und dann einige ergänzende Streiflichter auf die Rassengeschichte werfen.

A. Die heutigen Rassenverhältnisse deutscher Bevölkerungen. Die Einzelkenntnis der rassischen Be-

schaffenheit der deutschen Bevölkerungen ist zum großen Teil erst in der Nachkriegszeit gewonnen worden und weist noch sehr bedauerliche Lücken auf. Eine Eigenart der neuen deutschen Rassenforschung besteht in der Aufnahme ganzer altansässiger Bevölkerungen. In anderen Ländern gaben zumeist Rekruten oder sonstige bequem erreichbare Gruppen den Untersuchungsstoff ab, was gegenüber der vollständigen Aufnahme beider Geschlechter und aller Lebensalter im Familienverband natürlich sehr unvollkommen ist.

Ich will auf die Besprechung der wichtigsten Merkmale der körperlichen Erscheinung nicht eingehen, ohne nochmals eindringlich darauf hinzuweisen, daß das in diesem Büchlein vorwiegend behandelte Teilgebiet der Rassenkunde an Bedeutung wesentlich hinter der Siebungs- und Auslesekunde, der Frage der Erbkrankheiten, der Begabungszucht, der Fortpflanzungsverhältnisse usw. zurücksteht, ganz zu schweigen von der Rassenseelenkunde, die heute wissenschaftlich für einen breiteren Kreis noch nicht darstellungsreif ist.

Die ausgesprochensten rassischen Merkmalsunterschiede im deutschen Volke von heute sind die der Haar-, Augen- und Hautfarbe. Wir schreiben die Verhältnisse der Augenfarben je einer kennzeichnenden nord-, mittel- und süddeutschen Bevölkerung untereinander:

	hell	mittel	dunkel
Schwansen (Schleswig)	60 %	31 %	9 %
Questenberg (Thüringen)	47 %	29 %	23 %
Obermurgebiet (Steiermark)	30 %	41 %	29 %

Die nach Süden fortschreitende Verdunkelung ist deutlich. Immerhin kommen braune Augen auch im südlichsten

Gebiet noch nicht einmal in einem Drittel vor, so daß aufgehellte (nichtbraune) Augen allenthalben im deutschen Sprachgebiet typisch sind. Mit der Haar- und Hautfarbe steht es ähnlich.

Um diese Verhältnisse richtig zu würdigen, müssen wir uns aus der Vererbungslehre erinnern, daß dunklere Farben im Erbgang die helleren überdecken. Ganz wenig mehr Erbanlagen für dunkle Farben genügen daher, um den Unterschied von Nord und Süd hervorzurufen. Dem „Erbbild" nach ist aus diesem Grunde der Unterschied der deutschen Stämme in den Farbmerkmalen noch geringer als im „Erscheinungsbild". Rassisch ist aber nur das Erbbild maßgebend.

Auch noch aus einem andern Grunde sind die erscheinungsbildlichen Unterschiede der deutschen Stämme wahrscheinlich größer als die erbbildlichen. Die deutschen Landschaften stufen sich vom Hochgebirge bis zum Flachland und zur Seeküste ab. So starke Mannigfaltigkeit der Landschaft kann das Erscheinungsbild der Menschen nicht unberührt lassen. Wenn man einmal eine ganze Generation deutscher Menschen in der gleichen Landschaft aufwachsen lassen könnte, so würden sie einander wohl noch etwas ähnlicher werden, weil bei Umweltgleichheit allein die rassischen Unterschiede zur Geltung kämen.

Das Längen-Breiten-Verhältnis des Kopfes (vgl. S. 30) nimmt in Deutschland keineswegs von Norden nach Süden ähnlich gleichmäßig zu wie die dunklen Farben. Diese lange verbreitete Vorstellung fiel durch die neuen Untersuchungen dahin. Vielmehr kommen Durchschnittswerte von 82—84 überall in Deutschland vor, etwas stärkere Langköpfigkeit zusammen mit stärkster Blondheit nur im nördlichsten Rand des deutschen Sprachgebietes (Friesland, Oldenburg, Angeln mit Index 81),

etwas stärkere Kurzköpfigkeit in Mitteldeutschland und Tirol-Oberbayern (Index 85). Im ganzen ist der Kopfindex deshalb wenig kennzeichnend. Deutlicher sprechen die Unterschiede der ihn zusammensetzenden Maße: Kopflänge und Kopfbreite.

Die Unterschiede der Gesichtszüge reichen nach übereinstimmender Erfahrung kaum aus, um Lichtbilder nord- und süddeutscher Menschen eindrucksmäßig mit einiger Sicherheit zu unterscheiden. Mit der Vermutung, ein deutscher Mensch stamme aus dem Norden oder aus dem Süden, bleibt man hauptsächlich auf die Farbmerkmale angewiesen, und diese können leicht trügen. Etwas größere Wahrscheinlichkeit erbringt die exakte rassenkundliche Untersuchung, denn diese fördert viele kleine Häufigkeitsunterschiede von Einzelheiten des Gesichts zutage. Diese lassen sich jedoch heute noch nicht zu größeren Zügen vereinigen.

Jede Untersuchung einer deutschen Bevölkerung hat bisher neue Besonderheiten der Merkmalsverhältnisse ergeben. Ich möchte aber immerhin wagen, drei größere Gebiete zusammenfassend zu kennzeichnen:

I. Nordwestdeutsche Bevölkerungen sind meist großgewachsen, hell, haben langen, aber gleichzeitig breiten Kopf und breites Gesicht.

II. Mitteldeutsche Bevölkerungen von Schlesien bis Baden sind verhältnismäßig kleinwüchsig, kurzköpfig, niedriggesichtig und reichlicher von dunklen Menschen durchsetzt.

III. Alpendeutsche Bevölkerungen sind wieder großwüchsiger und haben einen längeren, eher weniger kurzförmigen Kopf. Ihr Gesicht ist schmal. Dunkle Menschen sind noch etwas häufiger als in Mitteldeutschland.

Die Beschreibung einzelner Merkmale vermag den lebendigen Gesamteindruck eines Menschen nicht zu ersetzen. Freilich ist dieser wissenschaftlich schwer zu erfassen, aber eine lebensnahe Wissenschaft kann sich ihren Gegenstand nicht danach aussuchen, ob er einfach zu erfassen ist, sie muß vielmehr zu den Erkenntnissen nach dem Maß ihrer Bedeutsamkeit durchzustoßen trachten. Ich möchte wenigstens einen Versuch wissenschaftlicher Erfassung des Gesamteindruckes deutscher Menschen hier besprechen.

H. F. K. Günther hat in seinen weitbekannten rassenkundlichen Büchern versucht, jede der von ihm angenommenen Rassen gleichzeitig als bestimmte Stilform des ganzen Menschen zu sehen und uns in Bildern nahezubringen. Beobachtet man diese Bilder besonders auf den Ausdrucksgehalt hin, so müßte man sie etwa wie folgt kennzeichnen.

Nordische Menschen sind hell oder doch nicht ausgesprochen dunkel, schmal oder doch nicht ausgesprochen breit in Kopf-, Gesichts- und Nasenform. Ihre Züge entsprechen dem Bilde „des" Menschen schlechthin, das wir als Menschen eines nordisch bestimmten Volkes in uns tragen. Die Jochbogen z. B. stehen nicht zu stark vor, die Nase ist weder zu klein noch zu groß oder plump, der Mund nicht zu dick usw. Im Ausdruck liegt immer etwas Herbes. Die Männergesichter wirken besonders männlich, ja soldatisch.

Ostische Menschen machen dagegen den Eindruck einer allenthalben gerundeten Kugel, sehen weich, breit, eher fett, stumpf oder tränenselig aus. Alle Züge, u. a. auch die kleine Nase, wirken zusammen, um diesen Eindruck zu erzeugen. Die Farben sind eher dunkel.

Fälische Menschen sind hell und langköpfig, aber breit, schwer und wuchtig; Gesamteindruck ausgesprochen „germanisch", wie Hagen oder Bismarck.

Dinarische Menschen wirken ausgesprochen dunkel, kurz- und steilköpfig. Die Nase ist groß, häufig hängend und eher plump. Das ganze Gesicht wirkt eher derb und im besonderen Maße bäurisch, ähnlich wie das „nordische" Gesicht soldatisch, das ostische klein- oder spießbürgerlich wirkt.

Ostbaltische Menschen: Eher helle, aber breite „Slawengesichter" mit eckigen Jochbogen und eckigen Stupsnasen.

Westische Menschen (westisch ist Günthers nicht sehr glückliche Bezeichnung für das allgemeiner gebrauchte mittelländisch oder mediterran) fallen ähnlich aus dem Rahmen dessen, was man als deutsch empfindet, wie die ostbaltischen Gesichter. Auch das süddeutsche Volk grenzt sich von dem dunklen, schmalen, zierlichen „Welschen" mit den regelmäßigen Zügen empfindungsmäßig entschieden ab.

Zählen wir nun aus, zu welchen dieser Typen wir unausgesuchte Lichtbilderreihen ganzer deutscher Bevölkerungen wohl stellen würden, wie diese Bilder also wohl in Günthers Büchern bezeichnet würden! Die großen Sammlungen des Kieler und Hamburger rassenbiologischen Institutes ermöglichen die folgenden (noch unveröffentlichten) Angaben, die sich auf etwa 4000 Bilder stützen und acht deutsche Bevölkerungen aus allen Teilen des Sprachgebietes behandeln.

Wir sehen, wenn wir vom Erscheinungsbild ausgehen, soweit es sich in Lichtbildern ausspricht, daß der vorwiegend nordische Gesamteindruck der Persönlichkeit in sämtlichen deutschen Bevölkerungen häufiger vertreten ist

	Nord.	Ostisch	Fälisch	Dinar.	Ostbalt.	West.	Rest
Schwansen (Schleswig)	37	7	19	1,5	0,5	0,5	36
Wilstermarsch (Holstein)	43	3	7	1,5	1	0,5	44
Danzig. Mennoniten	31	8	12	6,5	2	1,5	39
Südheide (Hannov.)	25	7	6	3	0,5	2	56
Wiegleben (Thür.)	30	6	4	6	—	2	52
Schwalm (Hessen)	34	11	13	2	0,5	3	36
Nordmähren	22	6	3	6	6	—	57
Bodenseegebiet	21	6,5	1	14	0,5	6	51

(Zahlen in Prozent)

als irgendein anderer, allerdings nimmt er von Norden nach Süden auf etwa die Hälfte ab (von maximal 43 auf minimal 21%). Aber auch im Bodenseegebiet mit den wenigsten vorwiegend nordisch aussehenden Menschen ist der nordische Gesamteindruck der relativ häufigste. Es erweist sich also als durchaus berechtigt, wenn gesagt wird, das deutsche Volk sei im ganzen „nordisch bestimmt".

Der „ostische" Gesamteindruck findet sich dagegen überall im deutschen Volk nur recht selten, auch in Mitteldeutschland, obwohl dort nach unserer Zonenteilung (vgl. S. 92) „ostische (alpine) Rasse" noch am ehesten zu finden sein müßte. Zählt man die Häufigkeit von Menschen mit der Kombination der „ostischen" Einzelmerkmale, Kleinwuchs, Dunkelfarbigkeit, Rundköpfigkeit, Rundgesichtigkeit, aus, so kommt man auf Zahlen, die das Ergebnis der vom Gesamteindruck ausgehenden Schätzung durchaus bestätigen: „Ostische" Merkmalskombination findet sich auf Fehmarn in 5%, in der fränkischen Keuperbucht in nur 9%, im Obermurgebiet in nur 2%, bei einer Wiener Wehrformation in 8%.

Man muß beifügen, daß es auch sonst im heutigen Europa nirgends Bevölkerungen von vorwiegend „osti-

schem" Erscheinungsbild gibt, während wir vorwiegend nordische und vorwiegend dinarische usw. Bevölkerungen durchaus aufzeigen konnten. Es handelt sich danach bei dieser Rasse im heutigen Europa nur um versprengte Reste, die vorwiegend nur durch die Lappen (vgl. S. 50) als überhaupt selbständige Rasse bezeugt werden können. Das erweckt zwar ein Interesse des Fachmannes an dieser Frage, läßt aber die „ostische Rasse" für den gegenwartsnahen und in die Zukunft gerichteten Blick des Rassenpolitikers an Bedeutung verlieren.

„Fälischer" Gesamteindruck ist ebenso wie „nordischer" im deutschen Norden oder besser: an einzelnen Stellen des deutschen Nordens gehäuft. Das verstärkt die Vermutung, daß es sich um recht eng zusammenhängende Abarten des gleichen Menschentums handelt, daß man etwa als fälisch die breiteren, als nordisch die schmaler gebauten Individuen unserer großwüchsigen hellen deutschen Grundrasse empfindet.

Landschaftlich umgekehrt liegt die Häufung beim „dinarischen" Gesamteindruck. Er ist im Süden verhältnismäßig gehäuft und verschwindet im Norden fast völlig. Aber wieder zeigt sich, wie verkehrt es wäre, sich den deutschen Alpenbauer etwa in gleichem Sinne als vorwiegend dinarisch vorzustellen, wie man sich den Norddeutschen als typisch nordisch vorstellen darf. Denn nur jeder siebente Mensch im Bodenseegebiet sieht dinarisch aus, während in der Wilstermarsch fast jeder zweite vorwiegend nordisch wirkt. In den Alpenbevölkerungen österreichischen Stammes liegen die Dinge sicherlich ähnlich. In Tirol und Altbayern häuft sich dinarischer Gesamteindruck vielleicht ein wenig stärker, aber auch dort ist ein am ehesten nordisch zu nennender Stil verhältnismäßig am häufigsten.

Die letzten beiden Typen des Gesamteindrucks fallen erst recht aus dem Rahmen der deutschen Bevölkerungen. Ostbaltisch aussehende Menschen sind nur im Sudetendeutschtum Nordmährens etwas häufiger (jeder sechzehnte Mensch rechnet dort dazu), die westischen Menschen ebenso im Bodenseegebiet.

Zum Schluß darf nicht übersehen werden, daß die Einordnung in die aufgestellten Typen auch bei schon etwas weitherziger Beurteilung doch nur für die Hälfte der Bilder gelingt, und zwar in Norddeutschland besser als in Süddeutschland. Norddeutsche Menschen sehen immerhin einheitlicher aus als Süddeutsche, schon weil die für den Gesamteindruck so wichtigen Farbmerkmale gerade in der Mittelzone Europas, der Süddeutschland zugehört, so bunt variieren, wie weder im einheitlicher hellgefärbten Nordeuropa noch im einheitlich gefärbten Südeuropa.

Fassen wir zusammen. Wenn wir für das Aussehen deutscher Menschen von heute den nordischen Gesamteindruck zur Grundlage nehmen und im Norden breite „fälische" Menschen, im Süden Dinarier dazutun, sind wir mit der übersichtlichen Kennzeichnung so weit gekommen, wie es im Rahmen dieser Typenaufstellung überhaupt möglich ist. Der ostische, ostbaltische, westische Gesamteindruck kann als überall selten und unwesentlich gelten.

Die Untersuchung der Einzelmerkmale und des Gesamteindrucks münden so in das gleiche Schlußergebnis. Das heutige deutsche Volk ist nordisch bestimmt, wenn man den Begriff nordisch so weit faßt, wie es sich auch für die übrigen Teile des nordalpinen Europa empfiehlt (vgl. S. 47ff.). In zweiter Linie spielt der von Südosten kommende dinarische Menschenstrom seit alters in ihm eine Rolle. Die typisch südeuropäischen und die typisch

osteuropäischen Menschenformen bedeuten für das deutsche Volk nicht viel.

B. Einige Befunde zur deutschen Rassengeschichte. Der mittelalterliche deutsche Hochadel bestand aus einem kleinen Kreis von Familien, die alle führenden Stellen innehatten. Die nachgeborenen Söhne und die unverheirateten Töchter kamen in die Klöster, d. h. ins Zölibat. Nicht weniger als 40% aller hochadligen Männer, ja sogar 50% der Freiherren wurden durch die Kirche der Fortpflanzung entzogen. Das ist der wichtigste Grund dafür, daß der Uradel Deutschlands längst aufs stärkste zusammengeschrumpft ist (Scheidt). Da es sich um eine besondere rassische Auslese handelt, sind damit dem deutschen Volkskörper Befähigungen entzogen worden, die schlechterdings nicht wieder ersetzt werden können. Wir lernten früher in der Schule vom Niedergang des Minnesanges und der höfischen Kultur, verschwiegen wurde aber, daß einfach der ganze kulturhohe uradlige Stand verschwand. So lebensfremd war die historische Kulturkunde!

Die Kopfformen deutscher Bevölkerungen haben sich seit der Völkerwanderungszeit stark geändert (durchschnittlich um etwa 5 mm verkürzt und um den gleichen Betrag verbreitert). Die gleiche Veränderung findet sich fast überall in Europa. Sie scheint im hohen Mittelalter im großen und ganzen zum Stillstand gekommen zu sein. Steirische Mönche des 18. Jahrhunderts unterscheiden sich nicht von heutigen Bauern der gleichen Gegend (Keiter). Die Erscheinung ist rätselhaft, denn durch Umweltwirkung läßt sie sich nicht erklären. Günther nimmt Schwinden der nordischen Rasse (Entnordung) als Ursache an, Scheidt denkt an speziell auf die Kopfform gerichtete Auslese, doch ist eine Erörterung dieser Frage nicht möglich, ohne daß sehr

viele Einzelergebnisse mit Für und Wider vorgebracht werden, wozu hier nicht der Platz ist.

Die Gesichtszüge Hamburger Bürger lassen sich seit dem 16. Jahrhundert an Bildnissen verfolgen. Schon im 16. Jahrhundert kommen alle verschiedenen Typen vor. Dunkelfarbige Menschen werden im 17. Jahrhundert vielfach dargestellt, sind also nicht etwa erst durch die moderne Entwicklung beigemengt worden. Soweit man an Bildnissen ohne Messungen erkennen kann, war das Gesicht früher häufiger schmal und die Nase größer. Daß es sich nicht nur um zeitbedingte künstlerische Auffassungsweisen handelt, beweisen gleichläufige Ergebnisse an Hamburger Schädeln (Keiter, Trost).

Die Bevölkerung der Elbinsel Finkenwärder hat ihre Zusammensetzung seit Beginn der Kirchenbucheintragungen (seit 1640) durch innere Umschichtung wesentlich geändert. Erbstämme, die am Anfang dieser Zeit 90% der Bevölkerung ausmachten, waren schon 1870 auf weniger als die Hälfte verdrängt und andere dafür hochgekommen. Statistische Überlegungen, die hier nicht ausgeführt werden können, führen zu der Annahme, daß durch diese Umschichtung im Laufe der Zeit lange und breite Köpfe, schmale Gesichter und helle Augen abgenommen haben (Scheidt).

Als allgemeine Lehre möge man diesen wenigen Streiflichtern auf die Rassengeschichte entnehmen, daß „das" deutsche Volk rassisch zu verschiedenen Zeiten ein in Wirklichkeit wesentlich verschiedenes Volk war. Als Ursache dieser rassischen Wandlungen kommt in erster Linie innere Umzüchtung in Betracht, die ihrerseits wesentlich eine Folge der kulturellen Verhältnisse im weitesten Sinn ist. Daraus erhellt, ein wie großes Interesse Rassenpolitik daran haben muß, die auslesenden und züchtenden

Wirkungen kultureller Einrichtungen rechtzeitig zu erkennen und im Sinne der Erhaltung und der Lebenssteigerung des Volksganzen zu lenken.

Schrifttum. „Deutsche Rassenkunde", zit. S. 54. 1929 ff. — Günther, H. F. K., Rassenkunde des deutschen Volkes. Lehmann, München 1921. — „Lebensgesetze des Volkstums", 1934 ff. Herausgeber W. Scheidt. Bisher 11 Hefte. — Schultz, B. K., Rassenkunde deutscher Gaue, Allgäu. Lehmann, München 1935. — Trost, F., Prüfung der relativen Maße von Szombathy an Hamburger Schädeln. Arch. Anthrop. N. F. XX, 1913.

4. Das Judentum

Die Juden bilden ein Volk, das ideenmäßig durch einen eigenen Glauben und die Erinnerung an gemeinsame Schicksale getragen wird und rassenmäßig in der Hauptursache von Elementen, die von denen seiner europäischen Wirtsvölker abweichen.

Im Judentum jedes Landes kommen sehr verschieden aussehende Menschen vor, so daß man kaum von einem schlechthin jüdischen Rassentypus sprechen kann, und erst recht weichen die Judenschaften verschiedener Länder nach ihrer Rassenzusammensetzung nicht unwesentlich voneinander ab. Der Gegensatz zu den Wirtsvölkern besteht aber trotzdem, und dementsprechend ist die Mehrzahl der Juden auch für den Laien deutlich erkennbar. Der Gesamteindruck spricht sogar in diesem Falle vielfach deutlicher als die Betrachtung einzelner Merkmale. Es sind viele Versuche angestellt worden, um die Merkmale herauszufinden, auf denen der unverkennbare jüdische Ausdruck beruht, doch ist diese Analyse bis jetzt nicht gelungen. Wahrscheinlich spielen neben den anatomischen Einzelheiten der Form mimische Besonderheiten im Spiel der Gesichtsmuskel eine Rolle. Es sei dazu vermerkt, daß mimische

Besonderheiten zur Hauptsache natürlich ebenso als erbbedingt anzusprechen sind wie Formmerkmale des Körpers.

Im Judentum der europäischen Länder unterscheidet man zwei Hauptgruppen: die Aschkenasim oder Ostjuden und die Sephardim oder Südjuden. Die Ostjuden leben heute am dichtesten gedrängt in Polen und sprechen eine aus älteren deutschen Mundarten entwickelte Lehnsprache mit vielen hebräischen Ausdrücken, das „Jiddische". Die Südjuden nennt man nach ihrem ursprünglichen Wirtsvolk wohl auch Spaniolen.

Wie sehen die Ostjuden rassisch aus? Wir halten uns an die umfangreichste und modernste der in Polen angestellten Untersuchungen (Lipiec, 1928). Danach sind die Juden Warschaus sehr kleinwüchsig. Die Männer messen durchschnittlich 162 cm, sind also um 5 bis 12 cm kleiner als deutsche Landbevölkerungen. Der Kopf ist mäßig rundförmig (Index 83). Die Haare wurden niemals blond, die Augen aber bei 28% blau gefunden. Dunkles Haar überwiegt mit 84%, braune Augen dagegen nur mit 51%. Durch Auszählung der vorkommenden Kombinationen der Hauptmerkmale findet die Autorin folgende Verteilung rassentypischer Erscheinungsbilder:

	Ostjuden (Lipiec)	Deutsches Volk (Günther)
Vorderasiatisch	42%	—%
Orientalisch	10%	—%
Mediterran	7%	2,5%
Ostisch	13%	20%
Dinarisch	6%	15%
Nordisch	2%	50%

Wir stellen die Schätzung der Rassenanteile des deutschen Volkes nach H. F. K. Günther daneben. Wenn

diese auch von Günther selbst nur als „Versuch" bezeichnet wurden, „dessen wissenschaftlicher Wert recht gering sein muß", so scheinen mir die Ansätze, abgesehen von der zu hohen Zahl für „ostisch", doch mit der neuesten Forschung im Einklang zu stehen.

Da wird nun sichtbar, daß der Rassenkern des jüdischen Volkes auch nach der Merkmalszählung ein ganz anderer ist als der Rassenkern der Deutschen, und daß Überschneidungen nur bei den an sich weniger kennzeichnenden Typen vorkommen. Es entspricht der Rassengeschichte, daß das Judentum sämtliche Rassenelemente der europäischen Völker, unter denen es lebt, in kleinen Anteilen aufgenommen hat, während umgekehrt die jüdischen Kernrassen dem deutschen Volk völlig fremd sind.

Eine Berücksichtigung der Gesichtszüge und des Ausdrucks würde die Scheidung noch deutlicher machen. Für den Ausdruck (ohne Messung) habe ich eigene Beobachtungen an Juden im Deutschen Reich zur Verfügung. Es handelt sich dabei um eine rassische Auswertung der Lichtbilder bekanntgewordener Männer, die sich im „Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft" von 1930 befinden. Damals waren 360 Juden mit aufgenommen, und diese haben viel häufiger als die Deutschen große und ausgebogene Nasen (55 gegen 36%) und mehr als doppelt so häufig plumpe Mundbildungen, nämlich in 34 gegen 16%. Beides entspricht dem vorderasiatischen und dem orientalischen Bluterbe. Auch die bei den Juden höhere Zahl von Augen ohne Deckfalte mit dem typischen müden und hohlen Ausdruck (Abb. 9) ist in dieser Richtung zu deuten.

Wie sehen die spanioliſchen Sephardim aus? Die Schmalheit ihres Kopfes, ihres Gesichts und ihrer Nase macht sie zur Adelsrasse unter den Juden. Nicht die

vorderasiatische, sondern die orientalide Rasse ist ihr Hauptkern. Doch darf nicht übersehen werden, daß diese beiden Rassen in Mund- und Nasenbildung doch recht ähnlich sind. Von der orientalischen Rasse schreiben sich wohl auch die Negeranklänge im Judentum her. Wir haben ausgeführt, wie die orientalide Rasse überall in Gebieten möglichen Negerkontaktes lebt, so daß gar nicht auszumachen ist, wie weit es sich um eine Übergangsform, wie weit um eine sehr alte Mischform handelt. Wie in der orientalischen Rasse erinnern auch bei den Juden vor allem die Mundbildung, die gelegentliche Kräuselung des Haares und wohl auch die Ohrenbildung an Neger, während die Haut niemals negerschwarz und die Nase nicht negerisch klein, breit und niedrig ist.

In der Rassengeschichte der Juden handelt es sich wie in jeder biologischen Rassengeschichte ebensosehr um die inneren Züchtungsvorgänge wie um die Herkunft der körperlichen Merkmale aus gewissen Typen der Systematik.

Die Herkunft des vorderasiatisch-orientaliden Hauptkerns des Judenvolkes ist nicht schwer zu verstehen, wenn man an dessen orientalische Heimat denkt. Palästina liegt genau in der Mitte zwischen dem Hauptgebiet der vorderasiatischen Rasse (östliches Kleinasien) und dem Hauptgebiet der orientaliden Rasse (Arabien).

Die Einschläge von Rassen, die das Judentum von seinen europäischen Wirtsvölkern übernommen hat, sind durch die lange Dauer des Lebens im gleichen Lande verständlich. Denn mögen sich zwei Bevölkerungen noch so streng gegeneinander abschließen, gelegentliche Blutmischungen kommen doch vor und können einige Prozent Mischblut in 2000 Jahren des Zusammenlebens, d. h. in sechzig Generationen, durchaus erklären.

Außerdem sind aber nach der Meinung vieler Forscher, denen sich H. F. K. Günther anschließt, schon unter den ältesten Hebräern sogar nordische Bestandteile enthalten gewesen. Größere Beimischungen osteuropäiden Blutes müssen ferner dem Ostjudentum im frühen Mittelalter aus der Bekehrung des südrussischen Volkes der Chasaren sowie aus ähnlichen Vorgängen erwachsen sein. Wahrscheinlich stammt der Großteil der blauen Augen, die wir für die Ostjuden angegeben fanden, aus dieser Quelle.

Betrachten wir die innere Züchtungsgeschichte des Judentums, so fällt vor allem auf, daß das Judentum seit Jahrtausenden im wesentlichen in Städten lebt und in Städten gedeiht. Auch die ländlich siedelnden Juden haben als Handwerker und Kaufleute eigentlich städtische Berufe. Im Gegensatz dazu sterben in den europäischen Völkern die städtischen Familien seit jeher verhältnismäßig bald aus und mußten immer wieder durch neue ländliche Familien ersetzt werden. Die europäischen Völker haben also noch immer keinen in der Stadt voll lebenstüchtigen, d. h. unbegrenzt erhaltungsfähigen Menschentyp herausgezüchtet, was die moderne Verstädterung rassisch so überaus gefährlich macht. Die Gettojuden sind dagegen in ihrer städtischen Umwelt so fruchtbar und erhaltungszäh wie europäische Bauernbevölkerungen.

Die Anpassung an städtische Lebensverhältnisse mußte den Juden zu einer Zeit, da sich die deutschen Großstädte hauptsächlich mit Menschen bäuerlicher Herkunft füllten, einen Vorsprung geben. Dieser wird sich aber um so mehr verringern, je mehr diese Massen „frischgebackener" Großstädter „das Stadtleben lernen".

In körperlicher Hinsicht äußert sich die Anpassung des Judentums an das dichtgedrängte Stadtleben u. a. in geringerer Tuberkuloseanfälligkeit. Die Lungenschwind-

sucht ist eine typische Krankheit der Städter und kann sich beim Landleben nicht auswirken. Nach Fishberg kamen nun 1885—1890 in New York auf einen jüdischen Todesfall an Tuberkulose etwa dreieinhalb Deutsche und siebeneinhalb Neger, die derselben Krankheit erlagen. Die Deutschen sind eben nicht für das Stadtleben, die Neger zudem noch nicht für das nördliche Klima gezüchtet, die Juden der Stadt aber auch dem nördlichen Klima gut angepaßt, obwohl sie ursprünglich aus dem Orient stammen.

Man kann sich ohne weiteres vorstellen, daß die durch das Stadtleben gezüchteten charakterlichen Unterschiede ebenso groß sind. Was man gemeinhin als jüdische Wesensart empfindet, bietet vor allem in städtischen Umwelten einen Erhaltungsvorteil, ist also durch das Stadtleben sicher mindestens gesteigert worden. Man braucht sich nur vorzustellen, daß z. B. die geschicktesten Händler sich auch die besten materiellen Möglichkeiten verschaffen konnten, um dem Talmudgebot der Fruchtbarkeit nachzukommen, und daß ihnen dank ihrer besonderen Vorsorglichkeit weniger Kinder in jungem Alter starben. Notwendig muß dann die geistige Ausstattung dieser begabtesten Händler in zwei Jahrtausenden für das jüdische Volksganze kennzeichnend geworden sein.

Auch im Orient waren die Juden schon eine ausgesprochene Städter- und Händlerbevölkerung, wie besonders Passarge hervorhob, und darum deckt sich ihr Charakter auch nicht ohne weiteres mit dem Rassencharakter des orientalid-vorderasiatischen Hauptkernes. Daraus erklärt sich weiter, daß ihnen die bäuerlich-kriegerischen Türken feindlich gegenüberstehen, obwohl sie wesentlich vorderasiatischer Rasse sind, und die nomaden-kriegerischen Araber, obwohl sie wesentlich orientalider Rasse sind. Trotz-

dem ist natürlich ein Teil der von uns als besonders jüdisch empfundenen Züge allen Orientalen gemeinsam. Das Beispiel der Levantiner und der Armenier zeigt auch, daß jüdische „händlerische" Charakterzüge sich auch aus diesem rassischen Grundstock besonders leicht herauszüchten. Andere Rassen bilden auch andere Städterformen aus.

Schrifttum. Fishberg, M., Die Rassenmerkmale der Juden. Berlin 1913. — Günther, H. F. K., Rassenkunde des jüdischen Volkes. Lehmann, München. — Passarge, F., Das Judentum als landschaftskundlich-ethnologisches Problem. Lehmann, München. — Schwidetzky, J., Die Rassenforschung in Polen (ref. Lipiec), Zeitschr. f. Rassenk. 1935.

III. Die mongolide Großrasse

Es gibt im Sinne der hier gebrauchten Rassenabgrenzung gegenwärtig 700 bis 800 Millionen mongolider Menschen auf der Erde. Diese sind an zivilisatorischer Befähigung dem durchschnittlichen Europäer kaum unterlegen, wenn auch vielleicht weniger befähigt zu großen, genialen Neuschöpfungen.

An gesunder Fruchtbarkeit aber sind sie in der Gegenwart dem Europäer stark überlegen. Aus diesen drei Angaben erhellt schon genügend die rassenpolitische Bedeutung der Mongolenfrage. Wieviel wichtiger diese ist als die Negerfrage, das geht schon daraus hervor, daß die Negriden heute höchstens 150 Millionen zählen und den Europäern höchstwahrscheinlich an zivilisatorischer Befähigung rassenhaft und unabänderlich unterlegen sind, und daß auch ihre Fortpflanzungswucht im Vergleich zu den Mongoliden gering ist.

Solange die Europäer in der Neuzeit, besonders seit dem 19. Jahrhundert, ihre Zahl gewaltig vermehrt haben, hielten die Mongolen mit ihnen Schritt, obgleich sie nicht

durch die Lebenshilfen der europäischen Technik unterstützt wurden. China zählte im 17. Jahrhundert rund 160 Millionen Menschen und jetzt gegen 480. Es hat seine Kopfzahl also ähnlich verdreifacht wie Europa.

Während aber die europäische Volksvermehrung in der Gegenwart aufs stärkste gebremst ist, bestehen noch keine deutlichen Anzeichen dafür, daß die Mongolen auch hierin folgen. Der Bericht v. Nanagisawas auf dem Internationalen Kongreß für Bevölkerungswissenschaft in Berlin (1935) rechnet mit weiter konstant bleibender Zunahme. Allerdings beginnen in den Städten auch in Japan die Geburtenzahlen abzusinken, aber diese Bewegung wird wie in Europa für längere Zeit durch Erhöhung des durchschnittlichen Lebensalters aufgewogen. Und wenn die Europäer in der Neuzeit einen so großen Landgewinn buchen konnten, daß Lenz mit Recht betont, der große Teil der Landreserven der Menschheit sei in nordischer Hand, so zeigt eine Gegenrechnung auf weitere Sicht auch hierin die Mongolen als keineswegs unterlegen. Gewiß, der neuzeitlichen europäischen Kolonisation, die einmal in der Geschichte als ein echter Völkersturm, sogar als der größte der europäiden Menschheit empfunden werden wird, haben die Mongolen nichts entgegenzusetzen. Solch großes, willensgetriebenes Ausgreifen ist im Mongolentum zumindest selten.

Zieht man aber einmal die Bilanz längerer bevölkerungsgeschichtlicher Zeiten, so sieht man, daß das Land der heutigen südmongolischen Malaien ursprünglich australiden und negriden Menschen gehörte, von denen nur einige verstreute Zwergvölkchen erhalten geblieben sind, sowie daß ein großer Teil des innerasiatischen Mongolenlandes einst in europäider Hand war. Betrachtet man die Gegenwart, so ist der Bevölkerungsdruck der Mongolen

noch größer als ihre politische Eroberungskraft. Nach allen Seiten quillt er über wie aus den Spalten eines lecken Fasses, das unter die hydraulische Presse genommen wird. In New York wie in Amsterdam gibt es Chinesenviertel. Auf deutschen Schiffen fahren Chinesen als Wäscher.

Bei den europäiden und nordischen Völkern war es meistens umgekehrt. Sie eroberten oft mehr, als sie halten konnten. Das war das Schicksal Spaniens, über das die Geschichte schon hinweggegangen ist; und die nordeuropäischen Völker, die vor allem im 19. Jahrhundert kolonisierten, stehen vielfach vor einer ähnlichen Lage. Die pazifischen angelsächsischen Länder z. B., Australien, Neuseeland und Hawai, könnten viele Millionen weißer Europäer gebrauchen, um der ostasiatischen Ausbreitung anderes entgegenstellen zu können als nur Gesetze und Kanonen, nämlich Volkskraft.

Die Hauptmerkmale der mongoliden Großrasse haben wir schon genannt: das im Querschnitt runde und deshalb straffe und steife Haar, die besonders nach vorn gelagerte Jochbeingegend, die in Verbindung mit der Niedrigkeit der Nasenwurzel das Mongolengesicht so sehr flach macht, und dazu das stark fliehende Kinn. Von den Nasenformen, die unter den Mongolen vorkommen, ist die zwar hohe, aber wenig aus dem Gesicht vorstehende Nase am meisten rassenkennzeichnend. Sie ist auch breiter als die Europäernase, jedoch schmaler als die der Neger (T. I, Abb. 2).

Das Wesentliche des Mongolenauges ist, daß die Deckfalte über den inneren Augenwinkel herabzieht, wodurch die Lidspalte schräg nach außen anzusteigen scheint und der Abstand zwischen den Augen vergrößert wird (vgl. S. 29). Die Mongolenfalte findet sich jedoch ebensowenig bei allen Individuen wie etwa blaue Augen in Nord-

europa. Da wir aber mongolische Gruppen sehen, denen die Falte fast völlig fehlt, und andere, in denen sie fast Allgemeinbesitz ist, so können wir auch bei den letzteren nicht ohne weiteres Individuen ohne Mongolenfalte als Rassenmischlinge betrachten. Bekanntlich drohte sich unter den Japanern, die in allem europäisch sein wollen, auch eine Operation zur Entfernung der Mongolenfalte auszubreiten, doch hat die Regierung das in Erkenntnis der Bedeutung des Rassenstolzes unterbunden.

Die Kopfform der Mongolen wird zu Unrecht für allgemein besonders kurz, breit und rund gehalten. Das trifft zwar für die nordmongolischen Völker und für die „Deuteromalaien" von Insulinde zu, aber die Hauptmasse der Chinesen ist nur mäßig kurzköpfig, ähnlich wie die große Masse der Europäer. Manche andere Mongolengruppen sind sogar geradezu langköpfig. (Schantung, Kiangsu, Tschekiang. Nach Shirokogoroff.)

Als rassenkennzeichnende Wuchsform der Mongolen gelten Langrumpfigkeit und Kürze der Gliedmaßen, also der Negerrasse entgegengesetzte Verhältnisse. Doch stimmt das vorwiegend wohl nur für die an sich kleinwüchsigen Mongolen. Diese Wuchsverhältnisse waren mit ein Anlaß, die Mongolen und das Weib in eine gewisse Parallele zu stellen. Auf physiologischem Gebiet trifft diese Parallele insofern zu, als der sogenannte Grundumsatz, ein Maß des körpereigenen Stoffwechsels, beim Weibe und bei den Mongolen geringer sein soll als beim Europäer und beim Mann. Stellt man sich aber dementsprechend die Mongolen als zu femininer Dicklichkeit neigend vor, so erfaßt man damit zwar ein Ideal, das sich in Göttergestalten ausdrückt und von reichen chinesischen Kaufleuten häufig verwirklicht wird, aber nicht die tatsächlichen Verhältnisse der Mehrzahl der Mongolen.

Wagenseil fand gerade umgekehrt z. B. von den untersuchten Chinesen $^4/_5$ „engbrüstig", wenn man die europäische Einteilung von Brugsch anwendet. Danach wären $^2/_3$ von „schwächlicher Konstitution", was natürlich mit der tatsächlichen Zähigkeit und körperlichen Leistungsfähigkeit dieser Leute durchaus nicht übereinstimmt. Man kann eben die an einer Rasse gewonnene Normen nicht ohne weiteres auf andere Rassen übertragen. Auch in den wuchsbestimmenden Blutdrüsen fand Wagenseil interessante Abweichungen der Chinesen von europäischen Verhältnissen.

Im Vergleich zu den ungeheuren Menschenmassen sind unsere rassenkundlichen Kenntnisse über die Mongolen so gering, daß man sich am besten mit einer ganz groben Teilung in Unterrassen begnügt. Wir unterscheiden Süd-, Mittel-, Nordmongolen und Eskimo.

Mongolide Unterformen

a) Die Südmongolen (Palämongolide v. Eickstedts) finden sich im östlichen Teile Vorderindiens, in Hinterindien, in Insulinde (Malaien) und in Südchina. Wahrscheinlich ist es auch hauptsächlich der stärkere südchinesische Einschlag, was die Japaner von den Chinesen unterscheidet.

Kennzeichnend für die Südmongolen ist, daß ihr Gesicht unzweifelhaft mongolisch wirkt, ohne daß die eigentlichen Mongolenmerkmale (Mongolenfalte, sehr flaches Gesicht) völlig entwickelt sind. Insofern schließen sie am ehesten an eine noch unausgesprochene menschliche Ausgangsform an und werden deshalb von v. Eickstedt als Altmongolen (Palämongolide) geführt.

Wollte und könnte man die gleiche Genauigkeit erreichen wie bei den Europäiden, so müßte man aus den

Südmongolen noch eine Reihe von Unterformen herauslösen. Ich erwähne aber nur die sehr wirren Rassenverhältnisse von Insulinde, wo die Forscher allgemein zwei Schichten von Malaien unterscheiden: eher langköpfige, zum Teil an Australier und Melanesier erinnernde, auch kulturell primitivere Stämme, die zumeist im Gebirge und im Inland, also in Verdrängungslagen sitzen, und in Großstaaten sehr dicht siedelnde, vorwiegend Reisbau treibende Malaien, die ausgesprochener mongolisch sind und einen ähnlich kurzen Kopf haben wie die Vorderasiaten und Dinarier Europas (Proto- und Deuteromalaien, d. h. Erst- und Zweitmalaien). Die malaiischen Großstaaten sind kulturell stark von Vorderindien beeinflußt, was sich im Stil der Hofhaltungen wie der Tempel kundtut. Es liegt nahe anzunehmen, daß es zumindest ursprünglich auch Inder, also europäide Menschen waren, die diesen Teil der Mongolen ein stärker geballtes und gegliedertes Gesellschaftsleben lehrten.

b) Die Mittelmongolen (Sinide v. Eickstedts) sind für uns deshalb von größtem Interesse, weil sie die Haupttruppe der neueren mongolischen Ausbreitung und mithin der „gelben Gefahr" stellen. Sie sind dazu durch eine eigentümliche Lebensform befähigt, deren allmähliches Werden aus kleinen Anfängen sich recht gut verfolgen läßt.

Das Chinesentum geht aus von einem Volk, das den Reisbau in künstlich bewässerten, gartenähnlichen Feldern zu betreiben gelernt hatte, deshalb immer sehr dicht siedelte und allmählich immer mehr Raum brauchte. Diesen Raum nahm es ursprünglich den umliegenden Nomaden ab, die an sich auch Mongolen waren (Thurnwald). Gewisse Reste dieser „Urbewohner", z. B. die Miao Südchinas, wurden dem Reichsverband sehr spät eingefügt. Erst nachdem der

ganze, damals mongolische Raum auf diese Weise gefüllt war, quoll das Reisbauernvolk auf ursprünglich europäiden Boden über.

Wieviel das älteste Chinesentum kulturell und wohl auch rassisch den Europäiden verdankt, ist nicht ganz zu klären. Kulturzusammenhänge zeigen China schon in den vorchristlichen Jahrtausenden über Innerasien, Indien und Sumer von Europa abhängig (z. B. die jungsteinzeitliche Yang-Schao-Kultur). Die rassische Berührung mit europäiden Völkern, und zwar mit blonden Europäern, ergibt sich mit Sicherheit aus den chinesischen Quellen. Diese O-sun und Hiung-no werden allerdings als langnasige rote (= blonde) Affen bezeichnet. Die Berichte fallen in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung. Es handelt sich um Viehzüchtervölker, von denen die Hiung-no wahrscheinlich gleichbedeutend sind mit den Hunnen der europäischen Völkerwanderung. Die berühmt gewordenen Wandgemälde aus der Oase Turfan in Innerasien (Le Coq) zeigen ohne Übergänge nebeneinander gestellt einerseits sanfte chinesische Buddhagesichter und anderseits eigentümlich derbe, etwa nach Art von Fastnachtsmasken ausgeführte blauäugige Europäergesichter.

Auf die kürzeste Formel gebracht, kennzeichnet die heutigen Mittelmongolen eine mittelstarke, aber nicht extreme Ausbildung der mongoliden Merkmale. Betrachtet man eine größere Zahl von Chinesen, so fällt auch hier die starke Verschiedenheit der Individuen auf. Man findet reine Chinesen, die in einer europäischen Stadt durchaus nicht ohne weiteres als solche erkennbar wären. Auch auf Darstellungen der chinesischen Kunst kehren häufig Gesichter wieder, die nicht nur die Mongolenfalte vermissen lassen, sondern denen überhaupt die Deckfalte fehlt (vgl. S. 29). Andere Gesichter besitzen eine stark vorspringende

europäische Nase. Die Mehrzahl aber zeigt die bekannten Mongolenmerkmale, worunter der sehr hohe Abstand vom Lidrand bis zum Brauenstrich noch nicht genannt ist, der zusammen mit der Flachlage des Auges auch dort einen mongolischen Eindruck bewirkt, wo gar keine Mongolenfalte vorhanden ist. Chi Li betont, daß die Rassenunterschiede innerhalb Chinas nicht geringer sind als die innerhalb ganz Europas.

Ähnlich darf man sich Japan rassisch nicht zu einheitlich vorstellen. Vier Rassenströme sind dort deutlich erkennbar: Aus dem Süden gekommene, malaienähnliche Altmongolen, heute in den Norden verdrängte Alteuropäide (Ainu), chinesenähnliche Mittelmongolen und — neuerdings — europäerhafte Typen.

Wenn seit Baelz ein grober und ein feiner japanischer Schlag unterschieden wird, so handelt es sich dabei um das Ergebnis verschiedener gleichläufiger Ursachen. Allgemein in der Menschheit verläuft der gesellschaftliche Unterschied so, daß schmaler und feiner gebaute Menschen in die oberen Stände gesiebt werden. Gleichsinnig begünstigen die Lebensverhältnisse der oberen Stände als modelnde Umwelt höheren Wuchs und feinere Züge. Die höheren Stände gleichen Treibhauspflanzen, die niederen den gedrungeneren und gröberen, in mancher Hinsicht aber auch lebenszäheren Pflanzen, die im natürlichen Klima aufgewachsen sind. Diese Typenscheidung bedeutet in Japan aber wohl auch eine verstärkte Bindung der altmongolischen und der Ainu-Elemente an die unteren, der Europäer-Elemente an die oberen Stände.

c) Die Nordmongolen. Es ist eine interessante, zunächst allerdings nicht tiefer zu begründende Parallele, daß, ebenso wie in Europa, auch unter den Mongoliden die extremsten Rassenformen wieder im nördlichsten Gebiet

auftreten. Ein Blick auf T. I, Abb. 2 zeigt, wie bei den typischen Vertretern der nördlichsten Mongolenrasse alle schon mehrfach erwähnten Merkmale in fast übertriebener Ausbildung vorliegen. Auch die Kurzköpfigkeit und die Untersetztheit des Körperbaus sind besonders ausgesprochen. Die Nordmongolen sind kleinwüchsig, so groß wie in Europa Spanier und Portugiesen, während die Chinesen, besonders die Nordchinesen, an den Wuchs mitteleuropäischer Bevölkerungen heranreichen.

Die Landfläche nordmongolischer Völker ist reichlich doppelt so groß wie China, die Menschenzahl erreicht jedoch kaum ein Hundertstel der Menschenzahl des Reiches der Mitte. So haben Mittel- und Nordmongolen äußerst verschiedene Siedelformen, soweit man bei den letzteren überhaupt von Ansiedlung reden kann. Die Nordmongolen sind in Steppe, Hochflächen und polnaher Tundra vorwiegend Nomaden.

Wir nennen einige Völkernamen: die Mongolen (die „Tapferen"), die der ganzen Großrasse den Namen gaben, die Burjäten, Kalmücken und Tungusen.

v. Eickstedt schätzt die weltgeschichtliche Stoßkraft der mongolischen Nomadenvölker sehr hoch ein. Zweifellos haben sie von Norden auf das friedliebende „Reich der Mitte" gedrückt, haben ihm mehrfach Herrscherhäuser gegeben und sind selbst durch den Riesenbau der chinesischen Mauer nur mit Mühe in Schach gehalten worden.

Fraglicher ist ihre Bedeutung bei den Hunnen- und Mongolenstürmen, die sich bis Europa fortsetzten. Wahrscheinlich haben sie nur den Anstoß zu diesen Bewegungen gegeben, deren eigentliche Wucht von der turaniden Rasse Innerasiens, also von Menschen der europäid-mongoliden Übergangszone getragen wurde (vgl. S. 52 u. 69). Denn schon der Zahl nach sind die Nordmongolen zu gering für

mächtige Völkerstürme. Auch ihre Anstoßbedeutung und Führerrolle ist hypothetisch, denn gerade von den Vorgängen innerhalb des asiatischen Nomadengebietes wird geschichtlich kaum etwas berichtet. Erst die Zusammenstöße mit seßhaften Völkern werden von ihren Geschichtsschreibern gemeldet, begreiflicherweise aber auch nur in sehr einseitiger Form.

d) Die Eskimos haben sich im ewigen Eise Nordamerikas und Grönlands eine Heimat geschaffen, sind also geographisch von den Mongolen Nordasiens wie von den Lappen Skandinaviens deutlich geschieden.

Ihr Gesicht ist nicht weniger flach als das der Nordmongolen, die Betonung der Jochgegend wirkt sogar noch um einen Grad gesteigert. Das massige Gesicht sitzt nämlich vor einem langen, sehr schmalen Schädel, so daß die Jochbogenbreite allgemein größer ist als die Schädelbreite. An diesem Verhältnis von Lang- und Engschädeligkeit neben extrem mongolischem Gesichtsskelett ist der Eskimoschädel ohne weiteres zu erkennen. Besonders plump und massig ist auch der Unterkiefer. In anderen Merkmalen entfernt sich das Eskimogesicht von den mongolischen Grundverhältnissen. Die Nase ist mehr erhoben und die Mongolenfalte stark entwickelt. Studiert man aber ihre Vererbung, so zeigt sich, daß sie sich in der Kreuzung mit Europäern als überdeckbares (rezessives) Merkmal verhält, während die „richtige" Mongolenfalte im gleichen Fall dem überdeckenden Erbgang folgt. Die beiden Faltenbildungen können also biologisch nicht gleich sein, wenn sie sich dem Ansehen nach noch so sehr ähneln (E. Fischer). Es liegt einer jener bemerkenswerten Fälle vor, in denen die Erbforschung wesentlich Neues zu dem nur gestaltlichen Befund der Rassenkunde hinzutun konnte.

Die Eskimos zeigen ferner eine gewisse Neigung zu Erb-

änderungen im Sinne hellerer Farben. Auf den Wangen schimmert das Blut rötlich durch, was bei Mongolen nicht vorkommt. Eine abgeschlossene Eskimogruppe wurde sogar blond gefunden, ohne daß ihre übrigen Rassenmerkmale die Annahme einer Vermischung mit Skandinaviern rechtfertigten.

Die Zahl der Eskimos ist trotz ihres ungeheuren Wohnraumes nicht höher als 50000. Sie sind in einzigartiger Weise dem Leben im ewigen Eise angepaßt, können die menschenfeindliche Umwelt aber trotzdem nur in kleinsten Gruppen und sehr verstreut besiedeln.

Schrifttum. Baelz, E., Menschenrassen Ostasiens mit spezieller Rücksicht auf Japan. Zeitschr. Ethnol. 1901. — Chi Li, The Formation of the Chinese People. Harvard 1928. — Fischer, E., Rasseneinteilung und Erbanalyse. Zeitschr. Rassenk. (Eskimo). 1935. — Francke, O., Beiträge aus chinesischen Quellen zur Kenntnis der Turkvölker. Abh. Preuß. Akad. 1904. — Jochelson, W., The Peoples of Asiatic Russia. Am. Mus. Nat. Hist., New York 1928. — Kleiweg de Zwaan, J. P., De Rassen van den indische Archipel. Amsterdam 1925. — Le Coq, A. v., Chotscho. Erg. d. preuß. Turfanexped., Berlin 1913. — Shirokogoroff, S. M., Anthropology of the Northern, The Eastern China. Royal Asiatic Soc. Schanghai 1923 und 1925. — Wagenseil, F., Rassiale, soziale und körperbauliche Untersuchungen an Chinesen. Zeitschr. Morph. Anthrop. 1933.

Ausklang

Ohne Rassenpflege kein Lebenssinn der Rassenkenntnis.

Der Gelehrte aus Neigung mag Wissen um des Wissens willen lieben. Ihm bietet die Rassenkunde weiteste Ausblicke und größte Zusammenhänge, mit denen verglichen die Ausschnitte der sogenannten „Weltgeschichte" verschwindend klein sind. Sie bietet ihm aber gleichzeitig auch tiefe Einblicke in die Gesetzmäßigkeit des menschlichen Lebensgeschehens.

Solche Einblicke wollen aber nicht nur genossen sein. Sie verpflichten auch. Sie fordern ein bestimmtes Denken, Werten und Handeln. Und das ist der Grund, weshalb die Rassenkunde nicht bloß den Gelehrten aus Neigung, sondern jeden deutschen Volksgenossen angeht.

Wie das vorliegende Bändchen auf der allgemeinen Rassenkunde beruht, obwohl es diese selbst nicht behandeln konnte, so erfüllt sich sein Sinn auch nur, wenn es seinen Teil beizutragen vermag zum Verständnis einer Kulturpolitik im Sinne der Rassenpflege, die wegen der Fülle des Stoffs hier gleichfalls nicht behandelt werden konnte. Mit aller Entschiedenheit sei der Leser darauf hingewiesen, daß Kenntnisse über einzelne Menschenrassen nur ein enger und nicht einmal der wichtigste Ausschnitt aus dem Ganzen einer rassenbiologischen Bildung sind. Kulturpolitik

im Sinne der Rassenpflege ist in vielen Schriften dargestellt. In Reclams Universal-Bibliothek ist ihr Nr. 7169 (Scheidt, „Kulturpolitik") gewidmet.

Zusammenfassendes Schrifttum.

1. Gesamtdarstellungen der Menschenrassen: Deniker, J., Les races et les peuples de la terre. Paris 1900. — Eickstedt, E. v., Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. Enke, Stuttgart 1934. — Fischer-Molliſon-Schwalbe. Anthropologie, in: Kultur der Gegenwart, III. Teil, 5. Abteil. Teubner, Leipzig 1923. — Fischer, E., in: Baur-Fischer, Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre. Lehmann, München 1936. — Günther, H. F. K., Rassenkunde Europas. Lehmann, München. — Montandon, G., L'ologenèse humaine. Paris 1928 (viel Einzelliteratur!). Weinert, H., Die Rassen der Menschheit. Teubner, Leipzig 1935.

2. Rassenbiologische Zeitschriften: Anthropologischer Anzeiger, Herausgeber Th. Mollison, Schweizerbarths Verlag, Stuttgart. — Archiv für Anthropologie, Herausgeber G. Thilenius u. W. E. Mühlmann, Verlag Vieweg u. Sohn, Braunschweig. — Archiv für Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, Herausgeber A. Ploetz, Verlag Lehmann, München. — Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Herausgeber J. Weninger m. v. a., Verlag der Gesellsch. — „Volk und Rasse", Herausgeber B. K. Schultz, Verlag Lehmann, München (Monatsschrift für breitere Kreise!). — Zeitschrift für Ethnologie, Herausgeber H. Baumann, Verlag Springer, Berlin. — Zeitschrift für Rassenkunde, Herausgeber E. v. Eickstedt, Verlag Enke, Stuttgart. — Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Herausgeber E. Fischer, Verlag Schweizerbarth, Stuttgart.

Inhalt

Vorwort 3

Einleitung:

1. Ohne allgemeine Rassenkunde keine Rassenkenntnis 5
2. Hauptergebnisse der modernen Erblehre . . . 6
3. Was ist eine Rasse 8
4. Aus der Stammesgeschichte des Menschen . . . 11

Die Rassen des Jetztmenschen in Vergangenheit und Gegenwart 15

A. Altmenschengruppen 18
   1. Die Australier und die australide Schicht . . 18
   2. Die Rassenzwerge 21

B. Drei Großrassen der Gegenwart und Zukunft 26
   I. Die negride Großrasse 32
   II. Die europäide Großrasse 44
      1. Die europäiden Unterformen der Gegenwart 46
      2. Aus der europäiden Rassengeschichte . . 77
      3. Das deutsche Volk 89
      4. Das Judentum 100
   III. Die mongolide Großrasse 106

Ausklang 117

Dr. Johann von Leers

Geschichte auf rassischer Grundlage

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7249

„Auf wenig Raum eine Fülle von Wissen! Mit kurzen, kräftigen Strichen zeichnet Dr. von Leers, heute wohl einer der besten Kenner der europäischen Völkergeschichte in der jüngeren Generation, die Ziele und Methoden einer Geschichtsbetrachtung auf rassebiologischer Grundlage."

(Univ.-Prof. Dr. Ernst Bergmann)

Der Weg des deutschen Bauern von der Frühzeit bis zur Gegenwart

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7301/2

Der Kampf um Blut und Boden von der frühgermanischen Ausbreitung über das Mittelalter und die dunklen Jahrhunderte deutscher Schwäche und Zersplitterung bis zum Ringen gegen die vernichtende Macht des Geldes und Leihkapitals unter der Weimarer Republik wird in farbenprächtigen Bildern dargestellt. Zum Schluß wird das große Werk der Bauernbefreiung durch Adolf Hitler und Walter Darré gewürdigt.

*

Näheres über Einbände und Preise ist aus dem neuesten Verzeichnis der Universal-Bibliothek ersichtlich, das jede Buchhandlung oder der Verlag kostenlos liefert.

Das Standardwerk deutscher Volkskunde

Wilhelm Heinrich Riehl

Die Naturgeschichte des deutschen Volkes

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet
von Prof. Dr. Hans Naumann und Dr. Rolf Haller
Mit 16 Bildern

Geheftet RM. 4.—, in Ganzleinen RM. 6.50

W. H. Riehl, der Begründer der deutschen Volkskunde, gehört zu den großen deutschen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, die jede Generation wieder neu entdecken und sich zu eigen machen muß. Sein Hauptwerk ist die „Naturgeschichte des Volkes" — das umfassende Lebensgemälde aller deutschen Stämme und Landschaften, der Stände und des gesellschaftlichen Aufbaues, der Sitten und Gebräuche unseres Volkes. Diese berühmten Schilderungen sind in ihrem Reichtum, ihrer Lebensnähe, ihrer Treue und künstlerischen Formung bis heute unerreicht. — Die vorliegende Neuausgabe, die alles nur Zeitverhaftete tilgt, Wiederholungen beseitigt und so das umfangreiche Werk auf seine auch heute noch gültigen Kernpartien zurückführt, macht das Riehlsche Werk zu einem wahren Volksbuch.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

Das aktuelle grundlegende Werk

Bevölkerungspolitik

Von Professor Dr. Otto Most

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7317

Die Fragen der Bevölkerungsbewegung (der Zu- und Abnahme der Geburten und Todesfälle, der „Verjüngung" und „Vergreisung" des Volkskörpers usw.) sind vom neuen Deutschland in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt worden. Auf diesem Gebiet fallen langsam aber sicher die Entscheidungen, die letzten Endes über Leben und Sterben der Völker bestimmen. Das Buch des Duisburger Oberbürgermeisters und Universitäts-Professors Dr. Most faßt in knapper, eindringlicher Darstellung alle Probleme der Bevölkerungspolitik zusammen, schildert nachdrücklich die äußerst bedrohte Lage der germanischen Völker und insbesondere Deutschlands, erörtert eingehend die Ursachen des Geburtenrückganges und zeigt die Wege zur Erneuerung auch auf diesem Gebiet, die eingeschlagen worden sind und die es weiterzugehen gilt, wenn Deutschland leben soll. Dieses Büchlein hat eine Mission zu erfüllen, die nicht ernst genug genommen werden kann.

In jeder Buchhandlung erhältlich

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses

mit der Durchführungsverordnung vom 5. Dezember 1933

Gesetz gegen Mißbräuche bei der Eheschließung und der Annahme an Kindes Statt

Tierschutzgesetz

Sämtliche Gesetze mit den amtlichen Begründungen

(Hitlergesetze V)

Herausgegeben von Rudolf Beyer, Amtsgerichtspräsident

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7240

Die Nürnberger Gesetze

vom 15. September 1935

(Reichsflaggengesetz, Reichsbürgergesetz, Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre)

und das Ehegesundheitsgesetz

vom 18. Oktober 1935

Sämtliche Gesetze mit den bisher erschienenen Verordnungen und Erlassen

Textausgabe mit ausführlichen Anmerkungen

(Hitlergesetze XIII)

Herausgegeben von Rudolf Beyer, Amtsgerichtspräsident

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7321

Näheres über Einbände und Preise ist aus dem neuesten Verzeichnis der Universal-Bibliothek ersichtlich, das jede Buchhandlung oder der Verlag kostenlos liefert.

WILHELM HUSSONG

Familienkunde

Ihre Bedeutung und ihre Ziele

Mit einer Tafel

Zweite, vollkommen umgearbeitete Auflage
von Dr. Alfred Max Greiser

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6863/64

„Schon bei Erscheinen der 1. Auflage habe ich den Wert der Hussongschen Arbeit unterstrichen und das Buch warm empfohlen. Nun kommt die erweiterte 2. Auflage in einer Zeit mit ganz anderer Einstellung zur Familienkunde heraus, als es damals der Fall war. Nicht nur die Fortschritte der genealogischen Wissenschaften in den letzten Jahren sind verarbeitet, auch das inzwischen stark angewachsene Schrifttum ist eingehend und mit gutem Erfolg berücksichtigt worden. Wir haben es hier nicht mit einem Leitfaden oder einem Lehrbüchlein für den familiengeschichtlichen Anfänger zu tun; nicht das ‚Wie', das ‚Technische' steht zur Erörterung, sondern Sinn und Ziel der Familienkunde, das ‚Warum', der geistige Inhalt. Ich glaube auch heute noch, daß etwas Besseres als dieses bisher nicht herausgestellt ist."
(Literarische Rundschau für den Familienforscher, Leipzig)

Näheres über Einbände und Preise ist aus dem neuesten Verzeichnis der Universal-Bibliothek ersichtlich, das jede Buchhandlung oder der Verlag kostenlos liefert.

Friedrich Ludwig Jahn: Deutsches Volkstum

Mit einem Vorwort von Professor Dr. Gerhard Fricke

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 2638—46

Jahn hat in seinem „Deutschen Volkstum" das gesamte Bereich der völkischen Daseinsformen und Lebensäußerungen umschrieben, um sie von ihrer sinngebenden Mitte, der deutschen Volkheit, her zu durchdringen und zu gestalten. Erweckend und lebendig steht Jahn in der deutschen Gegenwart; er, der schon vor mehr als einem Jahrhundert die heilige Wirklichkeit der völkischen Gemeinschaft als das Höchste verkündet, was uns gegeben ist.

Ernst Moritz Arndt: Nordische Volkskunde

Herausgegeben mit einem Nachwort von Dr. Otto Huth

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7318

Hier werden zum ersten Male Arndts prachtvolle Studien zur nordischen Volkskunde zusammengestellt, die ihm aus seinen Reisen in den skandinavischen Ländern erwachsen sind. In herrlich beseelter dichterischer Darstellung schildert Arndt die Feste und Bräuche, Sagen und Mythen, die im Norden damals aus heidnischer Vorzeit noch unmittelbar lebendig waren.

Näheres über Einbände und Preise ist aus dem neuesten Verzeichnis der Universal-Bibliothek ersichtlich, das jede Buchhandlung oder der Verlag kostenlos liefert.

Albert Kiekebusch:
Deutsche Vor- und Frühgeschichte

in Einzelbildern

vom ersten Auftreten des Menschen bis zur Wiedergewinnung des deutschen Ostens

Mit zahlreichen Abbildungen

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7253/54

„Dem gerade heute dringenden Bedürfnis nach einer durchaus wissenschaftlichen und doch billigen Darstellung deutscher Vor- und Frühgeschichte wird mit dem vorliegenden Bändchen abgeholfen. Diese fesselnde und anschauliche Gestaltung, die sich von den heute zahlreichen Populärschriften vorbildlich abhebt, dürfte auch dem Laien das Dunkel lichten, ihn anregen." (Königsberger Allgemeine Zeitung)

Bernhard Reiß: Runenkunde

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7333

Das Bändchen gibt eine vollständige Übersicht über das Runenwesen. Wir sehen die ältesten germanischen Schriftzeichen in zahlreichen Abbildungen vor uns und können so die Zeichen entziffern, die der Runenmeister vor fast zweitausend Jahren als Weiheschrift in Stein, Eisen oder Holz geritzt hat. Klar kommt uns zum Bewußtsein, daß Runenwesen und Runenkunde keineswegs nur eine sprachgeschichtliche Angelegenheit, sondern als bedeutsamer Zug im Gesamtbild der germanischen Kulturgestalt zu werten ist.

In vollständig neuer Ausgabe
erschien in Reclams Universal-Bibliothek

DIE EDDA

Nach der Übersetzung von Karl Simrock
neu bearbeitet und eingeleitet von Hans Kuhn

I

Die Götterlieder der Älteren Edda

Nr. 781/82

II

Die Heldenlieder der Älteren Edda

Nr. 783/84

III

Die Jüngere Edda des Snorri Sturluson

Nr. 785

Dr. Hans Kuhn, Privatdozent an der Universität Köln, hat die bewährte Übertragung von Karl Simrock nach dem heutigen Stande der Forschung neu bearbeitet und berichtigt und damit die große germanische Mythen- und Sagensammlung in einer jedem Volksgenossen zugänglichen Fassung neu lebendig gemacht. Ausführliche Erläuterungen und Anmerkungen bereichern die Ausgabe.

*

Näheres über Einbände und Preise ist aus dem neuesten Verzeichnis der Universal-Bibliothek ersichtlich, das jede Buchhandlung oder der Verlag kostenlos liefert.

Reichsamt für
45 Haag